

Beifuss, Helmut, PD Dr.

Universität Leipzig

Sektion 4 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung M. Werner

Gott im Artusroman – am Beispiel des *Wigalois Wirnts von Gravenberg*

Wigalois, der Protagonist des gleichnamigen Werkes, hat eine intensive Beziehung zu Gott. Dies gilt in besonderem Maße für den zweiten Teil des Werkes. Man hat das Epos vor allem auf Grund dieses Teils auch als Kreuzzugsdichtung interpretiert, Wigalois in einem anderen Ansatz als Legendenritter aufgefasst. In der Tat scheint eine sehr intensive Beziehung zwischen Gott und Wigalois zu bestehen. Wigalois bittet um Hilfe, betet – Gott hilft oder sendet Hilfe, so könnte man das Geschehen im genannten Teil überspitzt auf eine Formel bringen. Der Weg des Protagonisten führt über mehrere Aventiuren, bei denen Gott auf verschiedene Weise zu Gunsten des Wigalois eingreift, um diesem wiederholt das Leben zu retten. Zusätzlich verfügt Wigalois über verschiedene apotropäische Mittel wie etwa einen Brief, den ein Priester an Wigalois' Schwert heftet. Ziel des Weges scheint es zu sein, das Reich Kornthin vom genannten Teufelsbündner Roaz zu befreien. Erstaunlicherweise endet das Werk dann jedoch nicht mit dem siegreichen Kampf, den Wigalois gegen Roaz bestreitet. Es folgt vielmehr eine relativ lange weitere Textpassage, die gewöhnlich als „episches Achtergewicht“ bezeichnet wird – eine zusätzliche Bewährungsprobe für Wigalois, die sich deutlich vom Rest des Werkes abhebt.

Nach einem kurzen Abriss zum Inhalt des Werkes mit Schwerpunkt auf den für die Thematik relevanten Stellen, wird auf die beiden, bereits angesprochenen Interpretationsansätze, die versuchen, das Eingreifen Gottes zu erklären, eingegangen werden. Keiner der beiden, so wird sich zeigen, kann wirklich zufrieden stellen. Warum dem so ist, wird genauer dargelegt. Es gilt demnach, eine tragfähige Interpretation vorzuschlagen, die vor allem auch auf das Phänomen eingeht, dass der siegreiche Kampf gegen Roaz nicht das Ende des Romans darstellt. Welche Absicht verfolgt der Autor mit seiner Darstellung, warum spielen Gott und der christliche Glaube, die sonst in der Artusepik kaum je derart in den Vordergrund gerückt werden, überhaupt eine so zentrale Rolle im Werk, sind weitere Fragen, denen im Vortrag nachgegangen werden soll.

(Interessant wäre es mglw. auch, einen Blick auf die Adaptation des Stoffes im jiddischen *Widuwilt* zu werfen, der allerdings vermutlich erst Ende des 16. Jahrhunderts entstand.)

Claudia Brinker-von der Heyde

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Schul, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30, Leitung U. Kundert

Wortschöpfung als Nachschöpfung Gottes: Die Erschaffung des Menschen in der „Wiener Genesis“

Die Erschaffung des Menschen ist in Bibeldichtung wie in Geschichtsschreibung von zentraler Bedeutung. Als den gesamten Makrokosmos in sich aufnehmend stellen ihn das *Ezzolied* und die *summa theologia* dar, als dritte Welt hebt ihn das *Annolied* heraus, gar zur vierten Welt wird er in der am Ende des Mittelalters stehenden *Schedelschen Weltchronik*. Nirgends aber findet sich eine dermaßen detaillierte Beschreibung wie in der ganz am Beginn epischer Dichtung stehenden „Wiener Genesis“ (Wien, Cod. 2721, ca. 1. Hälfte 12. Jahrhundert). Um so zu sprechen, wie es die Heilige Schrift vorgibt und damit eine *minneclîche* Erzählung vortragen zu können, ist der unbekannte Verfasser, wie er am Beginn einer nicht genau spezifizierbaren Gruppe von Zuhörern kund tut, auf die göttliche Inspiration zwar angewiesen, sie wird gleichsam als Bedingung vorausgesetzt. Und sobald er sich der Erschaffung des Menschen zuwendet, zeigt sich deutlich, dass er befähigt ist, weit über das, was der Schrift zu entnehmen ist, hinauszugehen. Denn darin erscheinen der göttliche Beschluss, den Menschen nach seinem Abbild zu schaffen und dessen Umsetzung in nur zwei Versen (Gen.1, 26-27), ein Prozess des Erschaffens wird nicht erzählt. Doch gerade diesen zeichnet der Verfasser der „Wiener Genesis“ nach und greift dafür zum anderen Buch, das für die Gotteserkenntnis bereit steht: zum Buch der Natur. Er nimmt sich daraus den menschlichen Körper in seinem Ge- und Beschaffensein zur Vorlage, um in anatomisch genauen Details die Handarbeit Gottes in allen einzelnen Stadien so zu beschreiben, dass er in Worten den Menschen gleichsam ein zweites Mal erschafft, und auf diese Weise die Leerstellen der Heiligen Schrift füllt. Er lässt Gott Hand anlegen, sämtliche Einzelteile formen und dann geschickt zu einem Gesamten zusammenbauen. Anatomisch-medizinisches Wissen, rhetorischer Beschreibungsgestus von oben nach unten sowie theologische Ausdeutung ergänzen sich und erläutern wortreich, was unter den Händen des *hêren werchman* ählich entsteht: ein *man nach sînem bilde*, vor allem aber ein Mensch, der zu einem lebendigen Anschauungsobjekt für die Schöpfungskraft Gottes sowie des in seinem Namen sprechenden Autors wird.

Bulach, Doris, Dr. des.

Deutsche Kommission für die Bearbeitung der Regesta Imperii Abt. Ludwig der Bayer München

Sektion 6 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 16.30-18.00, Leitung H. Walther

Handeln zu Ehren von Gott. Präsenz und Sichtbarkeit von Handwerksämtern in Stadtkirchen des südwestlichen Ostseeraumes

Menschen des Mittelalters wandten entsprechend ihrem wirtschaftlichen und sozialen Vermögen verschiedene Strategien an, um zu Ehren Gottes zu handeln. Diese Strategien sollen hier am Beispiel von ausgewählten Handwerksämtern (so die Bezeichnung von Zünften im Norden) nachvollzogen werden, die als Korporation für die Befriedigung von religiösen Ansprüchen ihrer Mitglieder sorgten, die diesen aus finanziellen Gründen nicht alleine möglich war. Die in einem Amt zusammengeschlossene Gruppe von Meisterfamilien war nicht nur rechtliche und wirtschaftliche, sondern in hohem Maße zugleich religiöse Gemeinschaft, die sich je nach ökonomischem und sozialem Potential kirchliche Räume aneignete und dort zu Ehren Gottes in unterschiedlicher Art und Weise auftrat. Eigene Altäre, Retabeln, Gestühl, Kapellen und Kultgerät sowie die dort gefeierten Gottesdienste, Jahrzeitfeiern und gemeinsame Gebete waren sichtbare und hörbare Bestandteile dieses Handelns. In den Kirchen aufgestellte Wachskerzen wurden gemeinschaftlich angeschafft und verstorbene Amtsmitglieder mit einem durch die Gemeinschaft aller Meister finanzierten Sargtuch abgedeckt. Verstorbene wurden von Amtsmitgliedern zum Grab begleitet, gemeinschaftlich wurde ihrer in Seelmessen gedacht.

Im liturgischen Handeln und durch das gemeinsame Totengedenken betraten die Handwerksämter gleichzeitig die Bühne der städtischen Öffentlichkeit. Durch Kapellen und Seitenaltäre, die teils mit Vorhängen, Schranken oder Baldachinen, zumindest aber durch das sie umgebende Gestühl separiert waren, schufen sie innerhalb des Kirchenraumes eigene, physische Binnenräume, die in engem Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen Frömmigkeit standen, die aber auch nach der Reformation fortbestanden. Diesem vielfältigen Handeln von Handwerksämtern im religiösen Raum der Kirchen und damit verbunden die Demonstration ihrer Leistungsfähigkeit soll in dem Vortrag nachgegangen und an Beispielen und Bildern veranschaulicht werden.

Burrichter, Brigitte, Prof. Dr.

(Sektion eingereicht zusammen mit Miedema und Lutterbach)

Universität Würzburg

Sektion 10 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März, 14.30-16.00, Leitung A. Hack

„Das Gebet in mittelalterlichen Erzähltexten“

Das Gebet gehört zu den wichtigsten Kommunikationsformen zwischen Gott und Mensch. Die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wählen unterschiedliche Definitionsschwerpunkte: Einerseits kann das Gebet im theologischen Sinne primär nach seinem Inhalt und seiner religiösen Funktion definiert werden, als „Zeugnis des Glaubens an Gott, der Offenbarung seiner Gegenwart und Herrlichkeit“, das meditative Züge entwickeln kann (Hödl). Das Gebet fungiert in dieser Auffassung als Anrufung Gottes, durch die sich der Gläubige als bekennendes Mitglied der christlichen Gemeinschaft kennzeichnet. Die mittelalterlichen Heiligenlegenden überliefern reiches Material für die Vorstellung, dass sich der Christ gerade durch das Gebet von den Andersgläubigen unterscheidet. Konstitutiv für das Gebet sind die Anrufung Gottes, das Lob seiner Herrlichkeit, die Äußerung des Gottesvertrauens und ggf. die Bitte um Unterstützung. Vor dem Hintergrund der Idee, dass Gott die Gedanken der Menschen kenne (vgl. z.B. Jes 66,18, Hebr 4,12-13), erscheint das Gebet in den Erzähltexten häufig als eine affirmative, demonstrative und geradezu redundante Äußerung, deren Adressaten eher die Andersgläubigen als Gott bzw. die Heiligen zu sein scheinen.

Andererseits kann im linguistischen Sinne nach der Form und der pragmatischen Funktion des Gebetes gefragt werden (das Gebet als Aufforderung zur Hilfe oder zum Dialog, d.h. als Direktivum; als Ausdruck der emotionalen Befindlichkeit des Betenden, d.h. als Expressivum; als Beschreibung der Macht Gottes, d.h. als Assertivum; vgl. Rolf). Im literaturwissenschaftlichen Sinne schließlich zeigt sich, dass sich der oben erwähnte demonstrative Charakter des Gebets auf textinterner Ebene entwickeln kann, indem intradiegetische Figuren auf die Gebete reagieren, dass jedoch auch Fälle nachweisbar sind, in denen ein Autor durch kunstvoll ausformulierte Gebete insbesondere den textexternen Rezipienten seine literarischen Fähigkeiten demonstrieren wollte.

Vor dem Hintergrund allgemeiner Hinweise zum Gebet, wie sie seit Augustinus formuliert werden, sollen in der Sektion diejenigen Gebete untersucht werden, die in den volkssprachigen Legenden und Bibelnachdichtungen, aber auch in weltlichen Erzählungen des Mittelalters ausformuliert werden. Die Vorträge liefern damit Bausteine zu einer „Poetik des Gebets“ in mittelalterlichen Erzähltexten.

Vortragende in der Sektion sind Frau Prof. Dr. B. Burrichter (Romanistik), Frau Prof. Dr. Nine Miedema (Germanistik: Mediävistik) und Herr Prof. Dr. Hubertus Lutterbach (Katholische Theologie).

Chlench, Kathrin, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Haeberli, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

**Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt am Beispiel des ›Parzival‹
Wolframs von Eschenbach.**

Göttliches Wirken wird im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach auf verschiedenen Ebenen der Erzählung thematisiert. Innerhalb der Erzählwelt ist es vor allem die Figur des Feirefiz, an der Unterschiede im Wirken der heidnischen Götter und des christlichen Gottes entfaltet werden. Auf einer zweiten Ebene findet im Rahmen der Darstellung der Quellengeschichte und der Berufungen auf Kyot eine Auseinandersetzung mit göttlichem Wirken und dessen Wahrnehmung durch Heiden und Christen statt. Schließlich ist auf der Ebene der Handlungsstruktur und Interpretation ein weiterer Spielraum eröffnet, wo göttliches Wirken durch die heidnischen wie christlichen Romanfiguren exemplarisch vorgeführt wird und beurteilt werden will.

Göttliches Wirken im ›Parzival‹ soll jeweils exemplarisch in der Wahrnehmung der Romanfiguren, der erzählten Welt und der Rezipienten aufgezeigt und in seinen Deutungsmustern offengelegt werden.

Clauss, Martin, PD Dr.

Universität Regensburg

Sektion 11 (CZ 3, Raum 114), Dienstag 29. März 2011, 14.30-16.00, Leitung J. Haustein

Der Krieg als Mittel der Kommunikation: Die Schlacht als Gottesurteil?

Gott lenkt alles, was auf Erden geschieht, und ist somit für alles verantwortlich, selbst den Haarausfall seiner Gläubigen wie der Erzbischof von Lyon Agobard im 9. Jahrhundert pointiert vermerkt (Contra Iudicium Dei, Kap. 5, S. 34). Gottes Gunst oder Missgunst werden in keiner anderen Situation so klar und folgenreich sichtbar wie im Krieg. Gottes Wille scheidet die Konfliktparteien in Sieger und Verlierer, und die Konsequenzen dieser Zuteilung sind oftmals im Wortsinne existenziell, besonders für die Verlierer. Es nimmt daher kaum Wunder, dass Schlachten im Mittelalter als eine Form des Gottesurteils angesehen wurden, mithin als Kommunikationsmittel zwischen Mensch und Gott. Indem die Konfliktpartner ihre Divergenzen in der Schlacht auf die Spitze treiben und den Ausgang dieser Auseinandersetzung in Gottes Hand verorten, machen sie Gottes Willen transparent: Den Siegern wird Gottes Wohlwollen kommuniziert, den Verlierern sein Missfallen.

Diese Lesart mittelalterlicher Schlachten finden wir in zahlreichen historiographischen Texten und auch beinahe flächendeckend in der modernen Sekundärliteratur. Im Fokus dieses Beitrages steht vor diesem Hintergrund zwei Fragen-Komplexe: Wie lässt sich diese Form der Kommunikation aus den Quellen rekonstruieren, welche Formen konnte sie annehmen, wie wurde sie kontextualisiert und kommentiert? Und: Lässt sich die Vorstellung aufrecht halten, dass Schlachten grundsätzlich als Gottesurteil angesehen wurden oder muss man hier stärker auf die Perspektivität der Quellen fokussieren? Hier steht zu vermuten, dass es vornehmlich die Sieger waren, die in einer Schlacht ein Gottesurteil gesehen haben.

von Contzen, Eva, M.A.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 3 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung A.J. Johnston

Heiligkeit als narratives Konstrukt: Die kommunikative Situation in ausgewählten Heiligenviten des englischen Mittelalters

Verfasser von Heiligenlegenden kommunizieren den Bezug des Menschen zu Gott, einen Bezug, der sich in der Figur des jeweils behandelten Heiligen kristallisiert und auf das Publikum reflektieren soll, sei es als positives Beispiel, als hoffnungsvolles Ideal oder als Kontrast zum eigenen Leben. Die kommunikative Situation in dieser Gattung ist komplex: Auf der Erzählebene wendet sich der Erzähler an sein Publikum, um die außerordentlichen Lebenswege eines oder einer Heiligen darzustellen. Zugleich äußern sich die Heiligen selbst in direkter Rede, die oftmals den textinternen Rahmen sprengt. Im Hintergrund, als kulturelle Folie, als implizierter *auctor* und als implizierter Adressat, ist Gott selbst stets präsent. Die vielfältige Verwendung dieser Gattung wirft darüber hinaus weitere Fragen nach der menschlich-göttlichen Interaktion auf. Mein Vortrag thematisiert diese Fragen der Kommunikation in mittelalterlichen Heiligenviten anhand ausgewählter Texte aus England und Schottland und versucht, die Frage ‚Wer spricht zu wem?‘ in Heiligenlegenden zu beantworten.

Dauids, Tobias, M.A

Universität zu Köln

Sektion 17 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 16.00-17.30, Leitung W. Brandes

Sakramentale Handlungen und kausale Interaktion im 13. Jahrhundert

Im 13. Jahrhundert finden kausalitätstheoretische Differenzierungen (vornehmlich aristotelischer Provenienz) bei der Analyse sakramentaler Handlungen verstärkt Berücksichtigung. Als anschauliches Beispiel für diese Tendenz kann die Sakramentenlehre des Thomas von Aquin gelten. Thomas geht davon aus, dass beim Vollzug sakramentaler Handlungen neben einer göttlichen auch eine kreatürliche Kausalität wirksam ist, eine These, mit der er sich – wie herausgearbeitet werden soll – u.a. von Alexander von Hales und Bonaventura abgrenzt. Thomas' Pointe besteht nun in der Annahme, dass das geistliche Potenzial sakramentaler Handlungen erst durch das Zusammenspiel beider Kausalitäten – das heißt: durch die kausale Interaktion von göttlicher und kreatürlicher Ursache – realisiert werden kann. In alternativer Formulierung: Nur wenn die göttliche Ursache mit der kreatürlichen Ursache interagiert, vermag eine sakramentale Handlung heilskonstitutiv zu werden. Thomas' Sakramentenlehre ist im intendierten Vortrag mithin als ein Paradigma für die Relation „Handeln/Agieren/Wirken *mit* Gott“ zu exponieren.

Bei der argumentativen Begründung seiner Position zur Relevanz kausaler Interaktionen für sakramentale Handlungen greift Thomas – wie entgegen vorschneller Assoziationen zu zeigen sein wird – auf kausalitätstheoretische Überlegungen zurück, die auch außerhalb seiner Sakramentenlehre appliziert werden (können), wie z.B. auf das Konzept einer Instrumentalursache (*causa instrumentalis*). Thomas nimmt – so die im Vortrag zu begründende These – für seine Sakramentenlehre also keine systematisch extravaganten Zusatzhypothesen in Anspruch, sondern schöpft auch hier aus dem konzeptionellen Reservoir seiner allgemeinen Kausalitätstheorie.

Dröse, Albrecht, Dr. des.

Humboldt-Universität Berlin

Sektion 17 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 16.00-17.30, Leitung W. Brandes

Peinliche Übung und freundliche Berührung. Zur literarischen Inszenierung mystischer Transformation im ‚Zweimannenbuch‘

Gegenstand des Vortrags ist das 'Buch von den Zwei Mannen' des Straßburger Kaufmanns Rulman Merswin (1307-1382); entstanden um 1350 im Umfeld der ‚Gottesfreunde‘, einem mystisch inspirierten Netzwerk von Klerikern und Laien am Oberrhein.

Dieser Dialog zwischen einem älteren und einem jüngeren ‚Gottesfreund‘ ist im Blick auf die gegebene Fragestellung in doppelter Hinsicht interessant: Zum einen stellt er eine spezifische Rede über/ von Gott dar, insofern der Text als intimer („heimlicher“) Austausch geistlicher Erfahrung konzipiert ist, der sich gleichwohl an weiteren Kreis von Rezipienten richtet. Er vermittelt mit der Gottesfreundschaft ein Paradigma, das sich durch ständeübergreifende Teilhabe ebenso wie durch die Exklusivität der Gottesnähe auszeichnet, und eine kritische Reflexion bestimmter religiöser Lebensformen und Institutionen motiviert.

Zum andern – und darauf liegt der Schwerpunkt des Vortrags – wird im Text die Herstellung ebendieser Gottesnähe in den Fokus gerückt. Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang die Erzählung des jüngeren Gottesfreundes, der mit dem 'Gottesfreund im Oberland', dem (wahrscheinlich fiktiven) Spiritus rector der Bewegung, gleichzusetzen ist. Gottesnähe erscheint hier nicht nur als punktuelle visionäre Erfahrung, sondern wird in einen narrativen Rahmen eingebunden und als Ziel eines Transformationsprozesses markiert. Dieser Prozess verläuft keineswegs als geradliniger Aufstieg, der unter geläufige Stufenmodelle zu subsumieren wäre, sondern oszilliert zwischen Annäherung und Distanzierung, zwischen Entfremdung und Gnade. Er vollzieht sich als virtuelle Interaktion zwischen Gott und Mensch, worin der Mensch sowohl als Akteur als auch als deren Medium erscheint. Das zeigt sich nicht zuletzt am Körper des Adepten, der einerseits als „Natur“ mortifiziert werden soll, andererseits in unterschiedlichen Formen der Berührung die göttliche Präsenz erfährt. Entworfen wird ein komplexes und dynamisches Wechselverhältnis, worin sich Herrschafts- und Liebeskommunikation sich auf eigentümliche Weise überlagern.

Der Vortrag soll wesentliche Momente der literarischen Inszenierung dieses Transformationsprozesses herausarbeiten und einen genaueren Einblick in diese Form der Interaktion zwischen Gott und Mensch gewinnen.

Forster, Regula, Prof. Dr.

Freie Universität Berlin

Sektion 13 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung S. Conermann

Arabische Zwiesprache mit Gott. Drei muslimische Beispiele

Der Gott des Islams spricht normalerweise nicht direkt mit den Menschen, nicht einmal zu seinen Propheten; sie erhalten Inspiration, indem ihnen etwas ins Herz eingegeben wird. Davon gibt es freilich Ausnahmen: Mit Mose soll Gott am Sinai gesprochen haben, mit dem Propheten Muhammad anlässlich von dessen sog. Himmelfahrt. Und schließlich berichten auch zahlreiche Sufis, d. h. islamische Mystiker, von Gesprächen mit Gott.

Wie aber spricht Gott mit diesen Menschen? In dem skizzierten Beitrag sollen drei bisher unedierte arabische Prosadialoge (ca. 10.-13. Jh.) untersucht werden, die solche Gespräche mit Gott darstellen. Zunächst soll dabei deren Grundanlage diskutiert werden: Handelt es sich um einen direkten oder einen indirekten Dialog, wie ist der Rahmen ausgestaltet, wo und wann spielt der Dialog, in welchem Verhältnis stehen die Gesprächsteilnehmer zueinander, was ist Ausgangspunkt und Anlass des Gesprächs? In einem zweiten Schritt soll die Art der Gesprächsführung untersucht werden: Dazu ist zu fragen, welche Sprechakte wann und von wem verwendet werden, ob nicht rationale Elemente auftreten (etwa Gebete oder Schwüre), wie die Redebeiträge miteinander verknüpft sind, ob nonverbale Elemente eine Rolle spielen und schließlich an welchem Punkt das Gespräch endet.

Die vergleichende Analyse der drei Texte soll dazu dienen, Spezifika dieser Dialoge auszuloten und typische Elemente arabischen Sprechens mit Gott auszumachen. Zu fragen ist zusammenfassend auch nach der Intention und Rezeption der Texte in ihrem jeweiligen historischen, überlieferungsgeschichtlichen und kulturellen Kontext.

Glei, Reinhold F., Prof. Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

Mit zweierlei Maß: Polemik gegen das koranische Gottesbild bei Juan de Torquemada

In seinem 1458/59 entstandenen „Traktat gegen die Hauptirrlernen des Häretikers Machumet“, der Papst Pius II. Argumente für einen neuen Kreuzzug gegen die Türken liefern sollte, polemisiert Kardinal Juan de Torquemada OP (1388-1468) unter anderem gegen das (angeblich) anthropomorphe Gottesbild des Korans, das er als unphilosophisch, ja primitiv bezeichnet. Da auch dem christlichen Islamkritiker nicht verborgen bleiben konnte, dass wir in der Bibel, vor allem im Alten Testament, ebenfalls eine anthropomorphe Gottesvorstellung vorfinden, sah sich Juan de Torquemada genötigt, hier eine Lösung zu finden. Er argumentierte, die scheinbar körperlichen Eigenschaften Gottes im AT seien allegorisch, im Koran dagegen wörtlich zu verstehen. Dieses ‚Messen mit zweierlei Maß‘ ist für die Argumentationsweise Juan de Torquemadas charakteristisch und musste natürlich jeden Dialog im Keim ersticken.

Górecka, Marzena, Prof. Dr.

Katolicki Uniwersytet Lubelski
(Katholische Universität Lublin)

Sektion 13 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung S. Conermann

Gottmittel- und unmittelbare Interaktion im *Liber Evangeliorum* Otfrids von Weißenburg

Die althochdeutsche endreimende Dichtung *Liber Evangeliorum* (*Das Evangelienbuch*) Otfrids von Weißenburg, das zwischen 863 und 871 verfasst wurde, ist eines der komplexesten Werke, die unterschiedliche Ebenen der Interaktion zwischen Gott und Mensch widerspiegeln. Das Werk bezeichnet in dieser Hinsicht eine der ganz großen Weichenstellungen in der deutschen Literatur. Die fünf Bücher, die mit der Tätigkeit Johannes des Täufers beginnen und mit dem Ausblick auf das Jüngste Gericht enden, enthalten Partien sowohl über Gott (Bibelparaphrase) und Bibelkommentare: Spiritualiter, Moraliter, Mistic) als auch zu Gott (gebethafte Texte, geistliche Meditationen nach klösterlicher Praxis der Bibellektüre). Darüber hinaus versteht der selbstbewusste Autor sein Werk im Auftrag von Gott und zur Ehre Gottes geschrieben (Vorrede und dt. und lat. Widmungsschreiben). Dieses althochdeutsche Großprosawerk ist also kein fortlaufender Bericht über Gott, sondern eine Komposition von Elementen, die verschiedenen Ebenen der Gottesrede angehören und anstelle der bloßen Bibelnacherzählung durch betrachtende, erklärende, lyrische und gebethafte Textpassagen Tiefe und Beziehungsfülle vermitteln. Im Gebet schließt sich der Kreis zwischen dem Sprechen des Menschen und dem Sprechen Gottes. Letztes Ziel des Evangelienbuches ist die Kontemplation, als Vorbereitung auf die ewige Seligkeit. Die geistliche Meditation begleitet die Pflege und Reflexion des Gefühls (Schilderung seelischer Regungen und Empfindungen der Freude, des Leides, der Sehnsucht, des Heimwehs, der Mutterliebe, menschlicher Herzlichkeit, z.B. in der Verkündigungs-, Krippen- oder Osterszene). Mein Referat setzt sich zum Ziel, die unterschiedlichen Relationsebenen des Menschen zu Gott unter Berücksichtigung verschiedener rhetorisch-stilistischer Mittel wie Zahlensymbolik, Allegorie, Typologie, Kreuzstruktur auszuleuchten.

Haerberli, Simone, Prof. Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Das Handeln Gottes an seinem Volk – jüdische Bewältigungsstrategien nach den Verfolgungen von 1096

1096 griffen marodierende Kreuzfahrerhaufen die jüdischen Gemeinden im Rheinland an: „Weshalb bis nach Jerusalem fahren, wenn die Feinde Gottes im eigenen Land sitzen?“ So lautete die griffige Erklärung der selbsternannten Jerusalemfahrer, die von Volkspredigern und verarmten Adligen angeführt wurden. Die Morde, Plünderungen und Zwangstaufen, die von der offiziellen Kirche weder initiiert noch jemals gutgeheißen wurden, trafen die Juden vollkommen unvorbereitet, wie zahlreiche Belege aus den insgesamt drei überlieferten jüdischen Berichten zum 1. Kreuzzug zeigen. In diesen „Chroniken“, die bis zu 50 Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben wurden, schildern die Verfasser nicht nur das gewaltsame Aufeinandertreffen der beiden Religionen, sondern bemühen sich angesichts des Ausmaßes von Tod und Zerstörung auch um theologische Erklärungen und Rechtfertigungen des an sich unverständlichen göttlichen Handelns an seinem Volk. Die retrospektiven Bewältigungsstrategien führen zur Ausbildung neuer Konzepte in der jüdischen Theologie, verändern die jüdische Liturgie nachhaltig und schaffen nicht zuletzt neue religiöse Ideale, namentlich das so genannte aschkenasische Märtyrerieal. Mit seiner Hilfe gelingt es den Verfassern der Berichte, die zahlreichen Morde der Juden untereinander sowie die Selbstmorde im Angesicht der tödlichen Bedrohung durch die Christen zu rechtfertigen und zu heiligen. Insofern brachten die Verfolgungen von 1096 nicht nur Zerstörung und Tod, sondern führten im jüdischen Selbstverständnis zu einer durchaus produktiven Krise, die in einer Fülle von theologischen Reaktionen greifbar wird.

Hasselhoff, Görg, Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

„'Gott' in Raimundus Martinis *Pugio fidei* I-III: Christliche Trinitätslehre in Abgrenzung von Judentum und Islam“

Im Gefolge der Religionsdisputation von Barcelona (1263) schmiedete der Dominikaner Raimundus Martini (auch: Ramon Martí, um 1215 - um 1290) neben anderem seinen „Glaubensdolch“ (*Pugio fidei*) als eine argumentative Waffe gegen Juden und Muslime. Dabei begründete er seine christlich vorgegebene Dogmatik mit Belegen aus dem Koran und aus der rabbinischen Traditionsliteratur. Um nur ein Beispiel zu geben: Im ersten Teil des dritten Buches, in dem er die Trinitätslehre nachzeichnet und begründet, zieht er eine Vielzahl jüdischer Quellen heran um die Dreiheit in der Einheit zu begründen, die im Judentum zwar vorhanden, aber nicht geglaubt werde.

In dem Vortrag soll an ausgewählten Texten der Gedankengang von Raimundus dargestellt und die doppelte Spitze gegen Nichtchristen und deren Gottesbild nachgezeichnet werden.

Hitzbleck, Kerstin, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haeberli, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Das Wirken Gottes in der Welt aus der Perspektive der humanistischen Geschichtsschreibung

Jede Zeit schreibt ihre eigene Geschichte. So spielt in der historiographischen Literatur des Mittelalters das Wirken transzendenter Mächte eine wichtige Rolle: Widrige Schicksale können mit Gottes Hilfe abgewendet, Bündnisse durch das Wirken des Teufels zerstört werden. Weil der christliche Gott in die Welt hineinwirkt, glaubte man, dieses Wirken bemerken und beeinflussen zu können. Inbrünstiges Beten kann Gott gnädig stimmen, die Intervention eines Heiligen eine Hungersnot abwenden. Diese Erklärungs- und Handlungsmuster entsprechen heutigen Kausalitätsvorstellungen nicht und sind als Deutungsansätze für vergangenes Geschehen damit unbrauchbar. Doch sind sie deshalb nicht hermeneutisch wertlos, sondern verschaffen Einblick in die Wirklichkeitswahrnehmung des Mittelalters: Sie dienten als Legitimations- und Deutungskonstituenten, transformierten für die Zeitgenossen Vergangenes in sinnvoll erzählte und strukturierte Geschichte. Mit den Menschen, ihrem Denkstil und dem jeweils spezifischen historischen Diskurs ändern sich auch die Konzeptionen und Muster, in denen Geschichte plausibel und glaubwürdig erzählt werden kann: Weil Plausibilitätskonzeptionen keine universale Geltung haben, ist es gewinnbringend, nach den Bruchlinien in den Konstruktionsgewohnheiten von Geschichte zu suchen. Eine derartige Bruchlinie stellt etwa der Übergang zur humanistischen Historiographie dar. Die Humanisten folgten in ihrer Art, Geschichte zu schreiben, antiken Strategien und konnten sich für die Beschreibung der Antike selbst auf die als vorbildlich akzeptierte antike Überlieferung berufen. Für das Mittelalter waren sie jedoch auch auf die historiographischen Texte mittelalterlicher Autoren mit den von diesen angewandten Plausibilitäts- und Legitimationsstrategien angewiesen. In dem Vortrag soll der Umgang der italienischen humanistischen „Nationalgeschichtsschreiber“ wie Polydore Vergil oder Enea Silvio Piccolomini mit ihren mittelalterlichen Quellen untersucht und dabei das Augenmerk auf den Umgang mit jenen Passagen gelegt werden, in denen Gott in die Geschichte eingreift. Hierzu bietet sich der Bereich des Kontakts mit anderen Religionen an, da im Konflikt mit den „Ungläubigen“ die Chance wächst, den christlichen Gott auf der Seite seiner Christenheit handeln zu sehen. Bezogen die Humanisten zu diesen Schilderungen Stellung? Übergingen sie sie mit höflichem oder indigniertem Schweigen? Oder distanzierten sie sich von diesen Schilderungen, ohne auf sie vollständig verzichten zu wollen?

Hollender, Elisabeth, Prof. Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

Jüdische Polemik gegen die Trinitätslehre

Zu den christlichen Lehren, die in der mittelalterlichen jüdischen Polemik-Literatur gegen das Christentum häufig als unlogisch und unverständlich dargestellt werden, gehört neben der christlichen Erlösungslehre und der Frage nach der Inkarnation – und mit letzterer eng verbunden – vor allem die Trinität, die im deutlichen Gegensatz zum jüdischen Monotheismus dargestellt wird. Vor allem die späteren Autoren wie Hasdai Crescas (14. Jh., Spanien) in seiner *Widerlegung der christlichen Hauptlehren* und Leone Modena (16. Jh., Italien) in seinem *Schild und Schwert* nutzen ihre Vertrautheit mit den christlichen Lehren zu ausführlichen Begründungen, warum das christliche Gottesbild falsch ist.

Im Vortrag sollen einige Beispiele für die jüdische Argumentation vorgestellt werden, um das jüdische Verständnis der christlichen Trinitätslehre zu analysieren.

Hufnagel, Nadine, M.A.

Universität Bayreuth

Sektion 11 (CZ 3, Raum 114), Dienstag 29. März 2011, 14.30-16.00, Leitung J. Haustein

„wande ez ist der gotes slac“ – Kommunikation über Gott in der *Nibelungen-Klage*

Die Interpretation des *Nibelungenliedes* hat nicht nur Generationen moderner Forscher beschäftigt, offenbar warf das Heldenepos auch für viele Menschen des Mittelalters Fragen auf, die sich allein aus dem Text heraus nicht zureichend beantworten ließen und einer weiteren Deutung bedurften. Zeugnis davon gibt *Diu Klage*, die in beinahe allen Handschriften, die das *Nibelungenlied* tradieren, mit diesem zusammen überliefert ist. Auffällig ist, dass im *Nibelungenlied* – zumindest auf den ersten Blick – keine große Rolle spielt, obwohl die mittelalterliche Welt doch in allen Bereichen mehr oder weniger explizit von Verhältnisbestimmungen des Menschen zu Gott geprägt ist. In der *Klage* hingegen stellt der Erzähler das Geschehen des *Nibelungenliedes* in einen christlich orientierten Deutungsrahmen. Auch fast alle Figuren argumentieren mit religiösen Begründungen, wenn es darum geht, die Ursache der Katastrophe zu begreifen. Am Ende des *Nibelungenliedes* höfische Normen und Werte, statt Gewalt zu reglementieren und friedlichen Umgang zu ermöglichen, versagt oder sogar zur Provokation des Konfliktes beigetragen; überaus ehrenhafte und vielfach miteinander verbundene Gruppen haben sich gegenseitig abgeschlachtet. Dieses Paradox wird in der *Klage* gleichsam an die Transzendenz ausgelagert: „wande ez ist der gotes slac“.¹ Durch religiöse Interaktion/Kommunikation wird die Krise erklärt und durch Handlungen, die auf die Wiederherstellung der Ordnung – im Mittelalter nur als göttlich legitimierter *ordo* denkbar – zielen, Ansätze zu ihrer Überwindung unternommen.

Bei näherem Hinsehen erweist sich aber auch die *Klage* als ein hochkomplexer Text, denn innerhalb des christlich orientierten Deutungsrahmens werden je nach Kontext oder Perspektive durchaus unterschiedliche Erklärungen entwickelt, die wiederum unterschiedliche Möglichkeiten für anschließende Interaktionen eröffnen. Ich möchte diese unterschiedlichen Erklärungsansätze herausarbeiten und auf ihre Funktionalität im höfischen Kontext untersuchen. Denn in der *Klage* werden nicht etwa verschiedene kirchlich-theologische Positionen einander gegenüber gestellt, vielmehr eröffnet sich ein Verhandlungsraum für eine spezifisch höfische laientheologische Kommunikation über Gott

¹ *Diu Klage*. Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch. Übersetzung und Anmerkungen von Classen, Albrecht. Göttingen 1997, V. 954.

Hundsichler, Helmut, Dr.

Österreichische Akademie der Wissenschaften Wien

Sektion 15 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 14.00-15.30, Leitung J. Heil

Deus non est. Die Semiotik des 'Narren' im Dienst der religiösen Didaxe

Der Psalm 52 nennt die absolut kontradiktorische Verhältnisbestimmung des Menschen zu Gott. Die involvierten Gegenpole sind: Einerseits die christliche Meta-Erzählung schlechthin, derzufolge Gott den Menschen nichts weniger restituieren will als das ewige Leben im Paradies (die 'Erlösung'), und andererseits jene Menschen, die diese Intention Gottes aus lebenspraktischen Eigeninteressen massenhaft ignorieren (die 'Narren'). Der Vortrag zeigt anhand des augustinischen Zwei-Staaten-Modells, dass in der alltäglichen Lebenspraxis die profanen Eigeninteressen der 'Narren' mit dem theologischen Katalog der Laster konvergieren. Insofern erweisen sich weder die Laster als religiös-abgehoben und weltfremd, noch ist die Figur des alltäglichen gottesfernen 'Narren' von ihrem didaktischen Zuschnitt auf die christliche Idee der Erlösung zu trennen. Die Figur des 'Narren' symbolisiert dann den mentalen und der Katalog der Laster den performativen Arm der Distanzierung von Gott ('Sünde'), und zwar im jeweiligen Hier und Jetzt. Die Semiotik des 'Narren' ist daher eines der grundlegendsten didaktischen Hilfsmittel aller Obrigkeiten des Mittelalters, um die lebenspraktischen Fälle der Distanzierung von Gott aufzuzeigen. Im Interesse potenzieller Selbsterkenntnis ist die Konstruktion des 'Narren' anthropologisch angelegt, sodass emotions- und ideologieanfällige Teufels- und Höllenszenarien hier den historischen Rückblick kaum belasten. Die psychologisch gestützte Interpretation von 'Narren' und Lastern bietet der Retrospektive ein weiteres Moment der Objektivierung.

Der Vortrag kann aussagekräftig bebildert werden. Er umspannt eine breite, historisch-kulturwissenschaftlich orientierte Interdisziplinarität (u. a. Theologie, Ikonologie und Bedeutungsforschung, Psychologie, Alltagsforschung). Der chronologische Schwerpunkt des Referenzmaterials liegt auf dem späten Mittelalter.

Knaeble, Susanne, Dr. des.

Universität Bayreuth

Sektion 8 (CZ 3, Raum 114), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung R. Hahn

sîn muoter underschiet im gar / daz vinster unt daz lieht gevar – Herzeloyses Gottesbild in Wolframs von Eschenbach *Parzival*

Fragen nach der Religiosität gehören zur *longue durée* in der *Parzival*-Forschung. Es wurden in erster Linie auf mannigfaltige Weise die Einflüsse theologisch-philosophischen Denkens auf den Text und den Autor untersucht. Noch kaum erschöpfend ist jedoch analysiert worden, inwieweit der *Parzival* einem Diskurs höfischer Lientheologie partizipiert, bzw. auf welche spezifisch literarische Art und Weise er diese höfische Lientheologie als bedeutendes Element seines Erzählens erst hervorbringt. Lientheologie kann hier als das Vorhandensein literarischer Muster einer spezifisch höfischen Bezugnahme auf Gott verstanden werden, welche dabei auch jenseits kirchlich bestimmter Diskurse erfolgt. Der Beitrag möchte vor diesem Hintergrund der Frage nachgehen: Wie kann ein höfischer Text von Gott erzählen?

Der *Parzival* auch in dieser Hinsicht mit seinem multiperspektivischen Erzählen, das in der Forschung schon oft hervorgehoben wurde. Er entwirft nämlich nicht ein singuläres Gottesbild, sondern er diskutiert gleich über eine Pluralität an Gottesbildern, wie christliche Vorstellungen vom höfischen Adel ganz unterschiedlich gefüllt sein können. Spannend ist hierbei nun, welche Funktionen den Gottesbildern innerhalb des Erzählprozesses zugeschrieben werden. Eine erste wichtige Unterscheidung liegt in der Differenzierung von spezifischen Gottesbildern, die auf der Figurenebene entworfen werden und solchen, die durch die Erzählinstanz des Textes formuliert sind. Besonders aufschlussreich scheint hierfür die Gotteslehre Herzeloyses zu sein. Als Parzival im III. Buch ihr die Frage stellt ‚*ôwê muoter, waz ist got?*‘, antwortet ihm Herzeloys mit einer Gottesvorstellung, die besonderes Gewicht auf das *liehte* und die *helfe* Gottes legt. Parzival nimmt dieses Verständnis sehr wörtlich auf, und als ihm daraufhin der Ritter Karnahkarnanz im Wald begegnet, fällt er betend vor ihm auf die Knie, da er ihn in seiner glänzenden Erscheinung für Gott hält. Karnahkarnanz selbst antwortet dem Protagonisten mit einem weiteren Gottesbild, das Gott als Ursprung von *schoene* und *kraft* ins Zentrum rückt.

Ziel des Beitrags ist ausgehend von dieser Szene, der Perspektivierung Gottes im narrativen Prozess nachzuspüren. Es soll der Frage nachgegangen werden, welche besonderen lientheologischen Aspekte des Textes identifiziert werden können. Diese sollen auf ihre Funktion, nicht nur für die Geschichte des Helden, sondern viel mehr auch auf das adlig-höfische Erzählen im *Parzival* hin untersucht werden.

Knoch, Wendelin, Prof. em. Dr.

Hattingen

Sektion 2 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 11.30-13.00, Leitung A. Rieger

„Bitte für mich“ – Zur Bedeutung der Fürbitte im Hochmittelalter

Im gesellschaftlichen Umfeld des Hochmittelalters hat die Fürbitte im Sinne einer persönlichen Empfehlung bzw. Bürgschaft ihren festen Platz. Deshalb wundert es nicht, dass mit dem Aufblühen der Heiligenverehrung die Fürbitte auch im Kontext von Glaube und Kirche als vermittelnde Interaktion zwischen Gott und Mensch eine zentrale Bedeutung gewonnen hat. Einen herausragenden Platz in der Schar der verehrten *Beati et Sancti*, neben den sog. 14 Nothelfern u.a. auch die Zunftpatrone, nimmt Maria ein, die jungfräuliche Gottesmutter.

Die Marienverehrung, bereits im 8. Jh. in Frankreich beheimatet, hat sich in Sonderheit durch den Reformorden der Zisterzienser auch in Deutschland schnell verbreitet, dessen Entstehung sich der Gründung des Klosters von Cîteaux durch Abt Robert v. Molesme 1098 verdankt. Der marianische Akzent der zisterziensischen Frömmigkeit wurzelt vor allem in der aus einer (im *amplexus* verdichteten) Christusmystik erfließenden Marienfrömmigkeit des Ordensvaters und Abtes Bernhard von Clairvaux (1093 – 1150), mit der sog. *lactatio* anschaulich gemacht. Als sein Jahrhundert prägende Persönlichkeit vielseitig in kirchlichen wie weltlichen Belangen um Hilfe gebeten, hat Bernhard v. Cl. auch im geistlichen Anliegen als Fürsprecher hohes Ansehen. Die Gläubigen sind davon überzeugt, dass seine Bitten über Maria, wie Dante in der *Divina Commedia* besonders eindrucksvoll ins Wort gebracht hat, mit Gewissheit Jesus Christus erreichen, ihren Sohn, und im Wirken Gottes, des Vaters, durch die Segensmacht des Heiligen Geistes Erfüllung finden werden.

Zumal in der Bitte um eine gute Todesstunde gilt Abt Bernhard v. Cl., am 18. 01. 1174 durch Papst Alexander III. heiliggesprochen, fortan als ein starker Fürsprecher, hat er doch gemäß der *prima vita* dem Teufel die 7 (8) Psalmworte entlockt, welche dem Sterbenden die Tür zum Himmel sicher eröffnen. – Eindrucksvolle Miniaturen und Bilder, die Bernhards Leben zum Thema haben, bezeugen exemplarisch die zentrale Bedeutung der Fürbitte bzw. des Fürbitters im Glaubensleben des Hochmittelalters.

Leven, Karl-Heinz, Prof. Dr. med.

Erlangen

Sektion 7 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung O. Riha

Die Kunst der Ärzte und das Siegel des Märtyrers – die Pest in Thessalonike (586 n. Chr.) im Spiegel der *Miracula Sancti Demetrii*

Die sog. „Justinianische“ Pest (541 n. Chr.) und ihre Folgeepidemien bis gegen Mitte des 8. Jahrhunderts sind in einer Vielzahl von byzantinischen Quellen geschildert. Je nach literarischem Genos sind die Deutungen des Seuchengeschehens unterschiedlich gewichtet. Die historiographischen Quellen, die sich im Sinne der $\mu\iota\mu\eta\sigma\iota\varsigma$ an Thukydides (und anderen „klassischen“ Autoren) orientieren, stellen deskriptive Elemente in den Vordergrund (Symptomatik, Ausbreitung, medizinische Erklärung der Ursachen, soziale Auswirkungen), während heilsgeschichtlich und religiös-erbaulich ausgerichtete Quellen (Chronistik, Hagiographie) das Massensterben als kollektive Strafe und/oder Prüfung auffassen.

Die Pestschilderung in den *Miracula Sancti Demetrii*, eine der ausführlichsten in der byzantinischen Literatur überhaupt, vereinigt die erwähnten Züge verschiedener literarischer Genera in charakteristischer Weise. Die Seuche erscheint als himmlische Schickung, in der sich das hilfreiche Eingreifen des Stadtheiligen Demetrios erweist; zugleich sind naturkundliche Deutungsmuster wichtig. Diese eigentümliche Kombination religiöser und medizinischer Interpretationsebenen ist im Kontext der gesamten *Miracula Sancti Demetrii* zu sehen, ferner im Vergleich mit den Pestschilderungen der übrigen byzantinischen Literatur.

Lukács, Edit Anna, Dr.

Freie Universität Berlin

Sektion 9 (CZ 3, Raum 222), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung V. Leppin

Der Determinismus von Thomas Bradwardine

Die Debatten des 14. Jahrhunderts über Gottes Allmacht und Allwissen wendeten sich konsequent der Beschreibung der göttlichen Seite zu; wenig wurde über die Rolle des Menschen in der universalen und individuellen Geschichte diskutiert. Diese Feststellung charakterisiert vornehmlich die deterministischen, theozentrischen Systeme, die in der menschlichen Leistung bloß eine Alternative zwischen Handlung mit oder gegen Gott sahen – gegen die Position z.B. von Wilhelm von Ockham. Ein einflussreiches, zugleich aber wenig erforschtes Beispiel dafür wird in Thomas Bradwardines *De causa Dei*(1344)² geliefert.

Bradwardines Werk ist in drei Teile geteilt, die jeweils die göttliche und die menschliche Welt, und den aus ihnen entstandenen Schnittpunkt beschreiben. Die ständig betonte Transzendenz Gottes wird nämlich bei Bradwardine mit dessen Teilnahme (*coefficientia*) in allem menschlichen Geschehen verbunden: die menschliche Handlung wird gewissermaßen zur Handlung Gottes. Die mit diesem Standpunkt verbundenen Probleme sind zahlreich: Werden die menschliche Verantwortung und Würde damit vernichtet? Ist der Mensch nicht mehr als der negative oder positive Vollstrecker des göttlichen Willens?

Trotz aller göttlicher Determinierung versucht Bradwardine, die menschliche Handlung als selbstständige Äußerung des Willens zu charakterisieren, die die Welt bewusst verändert, und nur sekundär ethisch, bzw. gottbezogen betrachtet wird. Mein Vortrag soll sich mit der Analyse deren vernachlässigten Kapitel des *De causa Dei* beschäftigen, die die menschliche Leistung in der Schöpfung bewerten, und dadurch die Grundfrage zu beantworten versuchen: Warum braucht eigentlich Bradwardine die Handlung des Menschen zu rechtfertigen?

² Thomas Bradwardine: *De causa Dei contra Pelagium et de virtute causarum*. London: Billius, 1618; neugedruckt Frankfurt: Minerva, 1964. Eine lateinisch-deutsche Ausgabe ausgewählter Kapitel des Werks wird von mir aktuell vorbereitet.

Lutterbach, Hubertus, Prof. Dr.

(Sektion eingereicht zusammen mit Burrichter und Miedema)

Universität Duisburg-Essen

Sektion 10 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März, 14.30-16.00, Leitung A. Hack

„Das Gebet in mittelalterlichen Erzähltexten“

Das Gebet gehört zu den wichtigsten Kommunikationsformen zwischen Gott und Mensch. Die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wählen unterschiedliche Definitionsschwerpunkte: Einerseits kann das Gebet im theologischen Sinne primär nach seinem Inhalt und seiner religiösen Funktion definiert werden, als „Zeugnis des Glaubens an Gott, der Offenbarung seiner Gegenwart und Herrlichkeit“, das meditative Züge entwickeln kann (Hödl). Das Gebet fungiert in dieser Auffassung als Anrufung Gottes, durch die sich der Gläubige als bekennendes Mitglied der christlichen Gemeinschaft kennzeichnet. Die mittelalterlichen Heiligenlegenden überliefern reiches Material für die Vorstellung, dass sich der Christ gerade durch das Gebet von den Andersgläubigen unterscheidet. Konstitutiv für das Gebet sind die Anrufung Gottes, das Lob seiner Herrlichkeit, die Äußerung des Gottesvertrauens und ggf. die Bitte um Unterstützung. Vor dem Hintergrund der Idee, dass Gott die Gedanken der Menschen kenne (vgl. z.B. Jes 66,18, Hebr 4,12-13), erscheint das Gebet in den Erzähltexten häufig als eine affirmative, demonstrative und geradezu redundante Äußerung, deren Adressaten eher die Andersgläubigen als Gott bzw. die Heiligen zu sein scheinen.

Andererseits kann im linguistischen Sinne nach der Form und der pragmatischen Funktion des Gebetes gefragt werden (das Gebet als Aufforderung zur Hilfe oder zum Dialog, d.h. als Direktivum; als Ausdruck der emotionalen Befindlichkeit des Betenden, d.h. als Expressivum; als Beschreibung der Macht Gottes, d.h. als Assertivum; vgl. Rolf). Im literaturwissenschaftlichen Sinne schließlich zeigt sich, dass sich der oben erwähnte demonstrative Charakter des Gebets auf textinterner Ebene entwickeln kann, indem intradiegetische Figuren auf die Gebete reagieren, dass jedoch auch Fälle nachweisbar sind, in denen ein Autor durch kunstvoll ausformulierte Gebete insbesondere den textexternen Rezipienten seine literarischen Fähigkeiten demonstrieren wollte.

Vor dem Hintergrund allgemeiner Hinweise zum Gebet, wie sie seit Augustinus formuliert werden, sollen in der Sektion diejenigen Gebete untersucht werden, die in den volkssprachigen Legenden und Bibelnachdichtungen, aber auch in weltlichen Erzählungen des Mittelalters ausformuliert werden. Die Vorträge liefern damit Bausteine zu einer „Poetik des Gebets“ in mittelalterlichen Erzähltexten.

Vortragende in der Sektion sind Frau Prof. Dr. B. Burrichter (Romanistik), Frau Prof. Dr. Nine Miedema (Germanistik: Mediävistik) und Herr Prof. Dr. Hubertus Lutterbach (Katholische Theologie).

MARSCHLER, THOMAS, PROF. DR.

Universität Augsburg

Sektion 9 (CZ 3, Raum 222), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung V. Leppin

Zur scholastischen Debatte über das Verständnis der menschlichen Natur Jesu als Werkzeug Gottes

Die Überlegungen mittelalterlicher Denker zur Interaktion zwischen Gott und Mensch fanden ihre größte Bewährungsprobe in der Christologie. Nach den dogmatischen Festlegungen der Alten Kirche (Konzil von Chalcedon 451) hat der ewige Sohn des göttlichen Vaters eine wahre menschliche Natur in die Einheit seiner göttlichen Person aufgenommen. Vom Menschen Jesus von Nazareth berichtet das Neue Testament, dass durch ihn Gott selbst seine Botschaft in der Welt verkündet und Handlungen vollzogen hat, die ein Mensch aus eigener geschöpflicher Kraft nicht zu wirken vermag. Die Theologen des Mittelalters begannen seit dem 13. Jahrhundert intensiv darüber nachzudenken, wie diese Indienstnahme der Menschheit Christi durch die göttliche Person, in der sie subsistiert, präzise zu denken ist. Mein Vortrag möchte die beiden Hauptpositionen der Debatte vergleichend skizzieren, die traditionell unter die Begriffe einer „instrumentalen“ bzw. „moralischen“ Kausalität gefasst und einerseits Thomas von Aquin (+ 1274), andererseits Johannes Duns Scotus (+ 1308) zugewiesen werden, aber der Einordnung in den größeren Kontext scholastischer Schulrichtungen bedürfen. Dabei soll auch auf Implikationen und Konsequenzen dieser Grundmodelle hingewiesen werden, die weit über die Christologie hinaus die Verhältnisbestimmung von göttlicher und menschlicher Wirksamkeit in der Welt betreffen und in anderen Gebieten der theologischen Diskussion im Mittelalter unschwer nachweisbar sind (z. B. Sakramenten- und Gnadenlehre).

Martini, Annett, Dr.

Freie Universität Berlin

Sektion 15 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 14.00-15.30, Leitung J. Heil

‘Adam ‘amiti – der „wahrhafte Mensch“ und sein Weg zum Ursprung des Seins: Josef Gikatillas sprachmystisches Konzept vom Aufstieg der Seele

Josef Gikatilla gilt als einer der einflussreichsten Vertreter der frühen Kabbala, die im 13. Jahrhundert zunächst in der Provence und dann vor allem in Spanien aufblühte. Damit gehörte er zu einer relativ kleinen Elite, die in unterschiedlichen Zirkeln den Rahmen der religiösen Kultur des Judentums erheblich zu erweitern suchte. Gikatilla selbst stand zunächst im Einflussbereich der sogenannten „prophetischen Kabbala“, die sich um die Persönlichkeit des Abraham Abulafia bildete. Das Besondere an dieser mystischen Schule ist die Verbindung von rationaler Philosophie – so wie sie Moses Maimonides unter dem Einfluss der islamischen Religionsphilosophie entwickelt hat – und einer Sprachmystik, die sich vor allem an das enigmatische „Buch der Schöpfung“ anschließt. Um nun das gerade für den Mystiker so wichtige Verhältnis von Gott und dem Menschen zu beschreiben, bezog sich Abulafia und sein Kreis explizit auf das Maimonidische Konzept der Prophetie, das die Verbindung von Schöpfer und seinen Geschöpfen als ein Zusammenspiel innerer psychischer Kräfte und metaphysischer Einflüsse, d.h. als einen weitestgehend natürlichen Vorgang, beschreibt. Als Verbindungsglied zwischen Gott und dem Menschen wirkt dabei der göttliche *intellectus agens*, indem er sich auf den passiven menschlichen Intellekt ergießt und ihn aus dem Vermögen in die Wirklichkeit leitet. In dem Maße, in dem sich der Mensch um seine intellektuellen Fähigkeiten bemüht, hat er es in der Hand, diese Emanation zu verstärken oder abzuschwächen.

In meinem Vortrag möchte ich zeigen, wie Gikatilla dieses Konzept der Prophetie aufgreift, modifiziert und durch seine Sprachmystik erweitert. Wie der Philosoph Maimonides war auch der Mystiker Gikatilla davon überzeugt, dass sich die menschliche Seele Gott nur durch die Erkenntnis seiner Schöpfung nähern kann. Doch im Unterschied zu seinem rationalen Meister glaubte Gikatilla an ein sprachliches Wesen jeglichen Seins. Wie die meisten Kabbalisten folgte er dem „Buch der Schöpfung“ in der Annahme, dass Gott die Welt mit Hilfe des hebräischen Alphabets geschaffen habe. Das Verständnis des symbolischen Gehalts jedes einzelnen Buchstabens bedeutet folglich Gotteserkenntnis und wird somit zum wichtigsten Band zwischen Gott und dem Menschen. Gikatilla entwickelte auf diesen Grundlagen die Idee eines „‘adam ‘amiti“, eines „wahrhaften“ oder „idealen“ Menschen, dessen Seele sich durch das Studium der tieferen Sinn- bzw. Sprachschichten der Tora dem Göttlichen nähert.

Mecklenburg, Michael, PD Dr.

(Sektion eingereicht zusammen mit Schul, Brinker-von der Heyde, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30, Leitung U. Kundert

Der Sündenfall als Glücksfall: Auktoriale Selbstermächtigung beim Umschreiben der Heilsgeschichte in Lutwins »Eva und Adam«.

Die unikal überlieferte mittelhochdeutsche Adaptation der apokryphen »Vita Adae et Evae« des ansonsten unbekanntes Autors Lutwin (Mitte/Ende 13. Jh.) ist die umfangreichste und differenzierteste der deutschen Bearbeitungen (knapp 4000 Verse) und zeigt eine ausgeprägte Tendenz zur kommentierenden und narrativ ausweitenden Bearbeitung. Insbesondere bei der Darstellung Evas und der Beziehung der beiden Protoplasten begegnen singuläre Abweichungen. Die 29 in den Text inserierten Illustrationen sind von Seltenheitswert; wörtliche Zitate aus dem »Wigalois« und formale Besonderheiten sprechen für eine Vertrautheit des Autors mit der höfischen Literatur. Besonders auffällig sind Anklänge an die Wortwahl der höfischen Literatur und eine am höfischen Minediskurs ausgerichtete Ausgestaltung der Beziehung zwischen Adam und Eva. Auch wenn Lutwins Bearbeitungsleistung wegen der Unsicherheiten bezüglich seiner direkten Vorlage nicht zweifelsfrei einzuschätzen ist, lässt sich für eine Reihe von Änderungen Lutwins Autorschaft sicher annehmen. Es handelt sich vor allem um Exkurse, die weder zur legendarischen Erzählhaltung noch zur eigentlichen Handlung passen wollen. So beispielsweise, wenn das Lob der höfischen Damen die zuvor erzählte Versuchung Evas konterkarieren oder wenn - abweichend von der gesamten Stofftradition - Eva sich nicht aus Scham über ihre Verführbarkeit von Adam trennt, sondern aus Zorn, weil er die Rückkehr ins Paradies der Minnebeziehung zu seiner Frau vorziehen würde. Aus der exemplarischen Geschichte von der Erbsünde wird so die Schilderung einer erfüllten gegenseitigen Minnebeziehung. Damit tritt der Autor Lutwin in einen Dialog mit Gott bzw. mit dessen Texten ein und erschafft so als Fürsprecher seiner Figuren vor Gott eine selbstbewusste Anverwandlung von Heilsgeschichte im Dienste einer laikalen höfischen Kultur, die zugleich eine Reflexion über das Verhältnis zwischen Mensch und Gott ist.

Metzger, Nadine, Dr.

Universität Erlangen

Sektion 7 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung O. Riha

Dämon oder Krankheit? Der Alpdruck in der frühbyzantinischen Medizin

Inwiefern interagieren dämonische Wesen mit dem menschlichen Körper? Sind Dämonen in der Lage, Krankheiten zu verursachen? Alle frühbyzantinischen medizinischen Enzyklopädien, die sich mit dem Ephialtes (Alpdruck) beschäftigen, lehnen eine dämonologische Erklärungsweise dieser der Epilepsie verwandten Krankheit ab. Aetios von Amida, Paulos von Aigina und Paulos Nikaios beginnen ihre jeweiligen Kapitel über diese nächtlichen Attacken mit der programmatischen Aussage, "Ephialtes ist kein Dämon, sondern eine schwere Krankheit". Damit distanzieren sie sich sehr auffällig von den vorherrschenden zeitgenössischen Vorstellungen des dämonischen Wirkens in der Welt.

Da alle Enzyklopädisten antike und spätantike medizinische Vorlagen verwerten, stellt sich die Frage, in welchem Maße ihre Aussagen gegen eine dämonologischen Krankheitsätiologie des Ephialtes lediglich ihren rezipierten Vorbildern geschuldet sind. Ein Vergleich der erhaltenen medizinischen Quellen zum Ephialtes ergibt, dass obwohl die Frage nach der Interaktion dämonischer Wesen mit dem menschlichen Körper insbesondere im 4. Jahrhundert n. Chr. zu Kontroversen zwischen Medizinern und christlichen Autoren geführt hatte, derselbe Punkt noch von Paulos Nikaios (7./9. Jh. n.Chr.) mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht wurde. Die noch aus vorchristlicher Zeit stammende Dämonenabgrenzung konnte somit auch noch unter stark veränderten Rahmenbedingungen durch die byzantinischen Mediziner nutzbar gemacht werden.

Miedema, Nine, Prof. Dr.

(Sektion eingereicht zusammen mit Burrichter und Lutterbach)

Universität Duisburg-Essen

Sektion 10 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März, 14.30-16.00, Leitung A. Hack

„Das Gebet in mittelalterlichen Erzähltexten“

Das Gebet gehört zu den wichtigsten Kommunikationsformen zwischen Gott und Mensch. Die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wählen unterschiedliche Definitionsschwerpunkte: Einerseits kann das Gebet im theologischen Sinne primär nach seinem Inhalt und seiner religiösen Funktion definiert werden, als „Zeugnis des Glaubens an Gott, der Offenbarung seiner Gegenwart und Herrlichkeit“, das meditative Züge entwickeln kann (Hödl). Das Gebet fungiert in dieser Auffassung als Anrufung Gottes, durch die sich der Gläubige als bekennendes Mitglied der christlichen Gemeinschaft kennzeichnet. Die mittelalterlichen Heiligenlegenden überliefern reiches Material für die Vorstellung, dass sich der Christ gerade durch das Gebet von den Andersgläubigen unterscheidet. Konstitutiv für das Gebet sind die Anrufung Gottes, das Lob seiner Herrlichkeit, die Äußerung des Gottesvertrauens und ggf. die Bitte um Unterstützung. Vor dem Hintergrund der Idee, dass Gott die Gedanken der Menschen kenne (vgl. z.B. Jes 66,18, Hebr 4,12-13), erscheint das Gebet in den Erzähltexten häufig als eine affirmative, demonstrative und geradezu redundante Äußerung, deren Adressaten eher die Andersgläubigen als Gott bzw. die Heiligen zu sein scheinen.

Andererseits kann im linguistischen Sinne nach der Form und der pragmatischen Funktion des Gebetes gefragt werden (das Gebet als Aufforderung zur Hilfe oder zum Dialog, d.h. als Direktivum; als Ausdruck der emotionalen Befindlichkeit des Betenden, d.h. als Expressivum; als Beschreibung der Macht Gottes, d.h. als Assertivum; vgl. Rolf). Im literaturwissenschaftlichen Sinne schließlich zeigt sich, dass sich der oben erwähnte demonstrative Charakter des Gebets auf textinterner Ebene entwickeln kann, indem intradiegetische Figuren auf die Gebete reagieren, dass jedoch auch Fälle nachweisbar sind, in denen ein Autor durch kunstvoll ausformulierte Gebete insbesondere den textexternen Rezipienten seine literarischen Fähigkeiten demonstrieren wollte.

Vor dem Hintergrund allgemeiner Hinweise zum Gebet, wie sie seit Augustinus formuliert werden, sollen in der Sektion diejenigen Gebete untersucht werden, die in den volkssprachigen Legenden und Bibelnachdichtungen, aber auch in weltlichen Erzählungen des Mittelalters ausformuliert werden. Die Vorträge liefern damit Bausteine zu einer „Poetik des Gebets“ in mittelalterlichen Erzähltexten.

Vortragende in der Sektion sind Frau Prof. Dr. B. Burrichter (Romanistik), Frau Prof. Dr. Nine Miedema (Germanistik: Mediävistik) und Herr Prof. Dr. Hubertus Lutterbach (Katholische Theologie).

Mohr, Robert, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haeberli, Hitzbleck, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Got vor dīnen ougen – die ‚heidnische‘ Wahrnehmung heiliger Manifestationen

In der Manifestation heiliger Realitäten – Mircea Eliade spricht in seiner Einführung in die phänomenologische Untersuchung der Religion von „Hierophanien“ – erhält der Mensch einen Einblick in das Heilige, weil es sich grundsätzlich vom Profanen unterscheidet. Die Hierophanie vollzieht sich aber in den Gegenständen der profanen Welt, woraus ein Paradoxon entsteht: jeder Gegenstand, in dem sich das Heilige offenbart, wird zu etwas anderem und bleibt doch er selbst.

Der Beitrag stellt zwei im Kontext des Deutschen Ordens entstandene legendenartige Texte, die ›Martina‹ Hugos von Langenstein (1293) und den ›Litauer‹ Schondochs (Ende des 14. Jh.s), in den Fokus, die im Codex B VIII 27 der Universitätsbibliothek Basel unikal überliefert werden. Er fragt dabei zum einen nach narrativen Verfahren, mit denen Hierophanien beschrieben werden können, und zum anderen nach der literarischen Darstellung der göttlichen Wahrnehmung aus Sicht der heidnischen Protagonisten. Im Wissen um die substanzlose Omnipräsenz Gottes und um die Möglichkeit einer göttlichen Realpräsenz durch Materialkonversion stellt das Paradoxon irdischer Hierophanien für die christlichen Protagonisten keine Barriere in ihrer Wahrnehmung dar. Ganz anders verhält es sich bei den heidnischen Protagonisten: ihre Vorstellungswelt ist ohne die Kenntnis christlicher Lehre und auf Grund ihrer sündhaften Lebensweise so begrenzt, dass ihr Verstand an einer Erklärung transzendenter Wahrnehmungen scheitern muss. Exemplarisch werden den Mitgliedern des Deutschen Ordens – so die abschließende These des Beitrags – zwei (literarische) Lösungsmöglichkeiten dieses Scheiterns präsentiert: entweder werden die heidnischen Protagonisten in die christliche Gemeinschaft integriert und durch eine explizit transzendente Belehrung (so die kaiserlichen Folterknechte in der ›Martina‹) bzw. durch die Taufe (so die beiden heidnischen Heerführer im ›Litauer‹) in das Wunder der göttlichen Hierophanie eingeweiht oder sie negieren ihre eigenen Wahrnehmungen transzendenter Präsenz bis zuletzt und werden zum Opfer ihres Unglaubens (so Kaiser Alexander und sein Ratgeber Limenius in der ›Martina‹).

Neuheuser, Hanns Peter, Dr. M. A.

Landschaftsverband Rheinland Köln

Sektion 2 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 11.30-13.00, Leitung A. Rieger

Gotteswort und Menschensprache. Zur rituellen Präsentation des Bibeltextes in der dichotomen Wortliturgie

Die in der Bibel überlieferte Heilsgeschichte als Kommunikation zwischen Gott (G) und Mensch (M) wird von zugleich offenbarenden (G), dialogischen (G+M) und memorativen (M) Elementen getragen. Die menschliche Erinnerungsbrücke greift mit den Mitteln der Vergegenwärtigung und Gegenwartsaneignung sowohl auf den Fundus der erzählten Heilsgeschichte als auch auf die wörtlich überlieferte Direkt-ansprache Gottes zurück, und zwar zugunsten der Gegenwartsbewältigung.

Die mittelalterliche Liturgie ist die Feier von Verheißung und Erfüllung in der Heils-geschichte, vor allem aber eine Komposition aus direkter Ansprache Gottes, aus Zitaten von Gottesworten, aus Berichten und Erzählungen von Propheten und Aposteln, aus dialogischem Handeln und ritualisierten Rollenspielen sowie aus der Stimme des Liturgen und der feiernden Gemeinde.

Zur Erhaltung des Feiergehaltes, der Glaubenswahrheit und Zeichenklarheit, aber speziell wegen der performativen und dramaturgischen Stringenz muss sich das Ritual aber den Problemen einer **Verunklärung der Autorschaft** von Worten stellen. Einerseits ist eine sprachliche Verständlichkeit und Zuordnung des gesprochenen Wortes aus kommunikativen Gründen unerlässlich, andererseits bedient sich das Ritual aber ohnehin einer stilisierten Gestaltung des Wortguts. Daher erscheint es besonders aufschlussreich, die o. a. Problematik anhand des rituellen Umgangs mit Worten – mit Gotteswort und Menschensprache – darzustellen.

Anhand von Beispielen aus der Liturgik (Lehre von der Liturgie) wird veranschaulicht, wie die mittelalterliche Theologie mit den verschiedenen Textsorten und Sprecher-rollen umging und vor allem Bibeltexte präsentierte:

- Gebote Gottes versus Rede des Mose
- Verchristlichung der alttestamentlichen Psalmen
- Sakralisierung anthropogener Texte
- Verschweigen von Informationen in der Arkandisziplin
- Freiheit der liturgischen Dichtung und der liturgischen „Kreativität“
- Postulat von der Gegenwart Gottes im Wort

Ergebnis: Rituelle Entfaltung einer mehrdimensionalen Kommunikation mit Gott, über Gott, im Auftrag von Gott, zu Ehren Gottes und aus Gott

Nientied, Mariele

Berlin

Sektion 6 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 16.30-18.00, Leitung H. Walther

Ohne Titel eingereicht

Die Konkurrenz von Denken und Sprechen von Gott einerseits und göttlich-menschlichem Heilshandeln andererseits formiert sich in der neoplatonischen Gegenüberstellung von Theologie (Plotin) und Theurgie (Iamblichos). *Theoria* bietet keinen exklusiven Zugang zum Göttlichen, wenn rituellen Praktiken Wirkmacht zuerkannt wird. Die christliche Anverwandlung beider Modi in ihrer Komplementarität in der Auffassung der „Mysterien“ bei Dionysius Areopagita wurde einflussreich in Sakramentaltheologie und Liturgieverständnis. Sie bezeugt eine Verschwisterung von Philosophie und Magie im Mittelalter welche sich in zahlreichen Affinitäten zeigt: Schriften zur Magie befinden sich in Klosterbibliotheken wie wissenschaftliche Arbeiten; der Akt des (Ab-) Schreibens hat den Charakter eines *Exercitium* aufgrund seiner spirituellen Wirkung; Gelehrte wie Faust versuchen simultan beides, Wissenschaft und Magie, um zu Wahrheit und Erfüllung zu kommen.

In meinem Beitrag untersuche ich die doppelte Rolle der Sprache in der Scholastik, insofern Sprache nicht nur Austragungsmedium theologischer Überlegungen ist, sondern operative Funktion in liturgischen Zusammenhängen haben kann. Der Zusammenhang von konstativen und performativen Modi kennzeichnet insbesondere den Status von und Umgang mit den biblischen Schriften.

Panse, Melanie

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Schul, Brinker-von der Heyde)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30, Leitung U. Kundert

Der Wundarzt. Kommunizieren und Handeln mit Gott.

Die Wundarzneikunst berührt das Leben der Menschen. Der Straßburger Hans von Gersdorff betont daher in seinem „Feldbuch der Wundarznei“ (1517), dass ein Wundarzt neben Begabung versierte praktische Fertigkeiten erwerben muss, um seiner Verantwortung gerecht zu werden. Zu den geforderten Tugenden gehören eine demütige christliche Lebensführung und der tägliche Besuch der Messe, denn ein *chirurgicus* müsse sich bewusst sein, dass der Schöpfer in letzter Instanz über Leben und Tod der Patienten entscheide. Die enge und zugleich mehrschichtige Verbindung von wundärztlichem Handeln und göttlichem Beistand soll im Vortrag anhand von Text- und Bildbeispielen untersucht werden. Im parallel zur Vorrede eingefügten Autorenbild inszeniert sich Gersdorff als Stellvertreter göttlichen Wissens, als Mittelsmann und Sprachrohr göttlicher Gebote der Medizin. Er legitimiert damit nicht nur die Drucklegung seines Feldbuchs, sondern auch die präsentierten chirurgischen Techniken. Die Hand fungiert als Werkzeug des Wundarztes und wird in einigen Holzschnitten daher visuell akzentuiert. Aus Wolken kommend ist die Hand im Mittelalter meist zentrales Symbol der Schöpferkraft. Sie veranschaulicht die Stimme Gottes und dessen Eingreifen in die irdische Welt. Im Feldbuch wird dieses Motiv neu aufgeladen: Aus der Hand Gottes wird die Hand des Chirurgen. Dem Traktat über den Aussatz ist ein Holzschnitt beigegeben, der über die alttestamentarische Figur Ijob die Grenzen wundärztlichen Handelns angesichts unheilbarer Krankheit verdeutlicht. Ijob wird als Dulder dargestellt. Die Anrufungen Gottes und dessen Barmherzigkeit sind die Gründe dafür, dass er errettet und körperlich unversehrt in irdischen Wohlstand zurückversetzt wird. Heilkundige und Patienten werden aufgefordert seinem Beispiel zu folgen und aktiv mit Gott zu kommunizieren. Der therapeutische Handlungsraum ist hingegen eingeschränkt. Die Behandlung des Aussatzes beschränkt sich auf präventive oder palliative Maßnahmen. Allein die göttliche Gnade vermag zu heilen, der Wundarzt kann aber als Instrument göttlicher Milde die Krankheit lindern.

Perkams, Matthias, PD Dr.

FSU Jena

Sektion 9 (CZ 3, Raum 222), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung V. Leppin

Weltseele und Trinität in Abaelards *Theologia ‚Scholarium‘*

Ein bemerkenswerter Zug von Abaelards theologischem Projekt ist die Heranziehung der Weltseele aus Platons *Timaios* zur Erklärung der christlichen Trinität, insbesondere des Heiligen Geistes. Dabei ist grundsätzlich klar, dass dieses Lehrstück helfen soll, die rationale Erklärbarkeit der Trinität zu verdeutlichen, indem deren Parallelen im heidnischen Denken aufgewiesen werden. Schwieriger ist die Frage, welchen Einfluss die platonische Doktrin auf Abaelards eigene Trinitätskonzeption hatte. Eine Antwort darauf könnte lauten, dass Abaelard die Weltseelen-Konzeption nur heranzieht, um aus Platon – im Sinne einer konsequenten *interpretatio Christiana* – einen Zeugen für die Lehre vom Heiligen Geist *avant la lettre* zu machen.

Der vorliegende Beitrag beruht demgegenüber auf der Überzeugung, dass Abaelard sich auch in seiner Systematik vom platonischen Text inspirieren ließ. Es soll versucht werden, mittels einer textnahen synchronen Lektüre der *Theologia ‚Scholarium‘* zu zeigen, dass er dem platonischen Konzept wesentliche Anregungen zu seiner eigenen Idee verdankt, die Dreiheit der göttlichen Personen als Ausdruck der Vollkommenheit des Wirkens Gottes zu verstehen. Diese drückt sich nicht nur in der Bezeichnung der drei Personen als Allmacht, Weisheit und Güte Gottes aus, sondern auch darin, dass sich Gott als Heiliger Geist aus seiner eigenen Dynamik heraus der Schöpfung zuwendet und in ihr wirkt – nicht anders als Platon dies für die Weltseele beschrieben hatte.

Reisner, Sonja, Mag. Dr. MAS

(Sektion eingereicht zusammen mit Smolak und Zimmerl-Panagl)

Universität Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

Der Visionär als Sprachrohr Gottes – Zisterziensische und dominikanische Visions- und Mirakelberichte im Vergleich

Die Intention mittelalterlicher Sammlungen von Visions- und Mirakelberichten ist vielfältig. Die Bandbreite reicht von pädagogisch-didaktischen Absichten über die Funktion von *exempla* als mehr oder weniger typisiertes rhetorisches Medium zur Untermauerung theologischer Argumentationen im narrativen Diskurs und in Predigten bis hin zu ihrer – von den Autoren sicher ebenfalls intendierten – Rezeption als Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur. Im Zentrum des vorgeschlagenen Vortrags soll der Visionär als Sprachrohr Gottes stehen, d.h. der Visions- bzw. Mirakelbericht als Medium zur transzendenten Legitimation irdischer Gegebenheiten sowie als Spiegel ideologischer Auseinandersetzungen zwischen konkurrierenden Institutionen. Auf der Basis zisterziensischer und dominikanischer Exempla- und Mirakelsammlungen des 13. Jahrhunderts wie beispielsweise des *Dialogus miraculorum* des Caesarius von Heisterbach und des *Bonum universale de apibus* des Thomas von Cantimpré soll gezeigt werden, in welcher Weise Visionen und Mirakel, die im Grenzbereich zwischen homiletischem und historischem Exempel anzusiedeln sind, im Zuge sich verdichtender Institutionalisierungsprozesse seitens des jungen, aufstrebenden Bettelordens der Dominikaner funktionalisiert wurden, um sich auf einer geistig-spirituellen Ebene ganz im Sinne der antiken *imitatio* und *aemulatio* mit dem etablierten Zisterzienserorden zu messen. Die rational durchgeführte verbale Funktionalisierung emotionaler und daher irrationaler göttlicher Appelle an die Menschen, wie sie in Wundern vermutet wurden, ist gerade für das spätere Mittelalter kennzeichnend.

Rheinwald, Kristin, Dr.

Universität Stuttgart

Sektion 3 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung A.J. Johnston

Im Auftrag des Herrn: Maria als Lehrerin in den Marienlegenden des *Passional*

Die Vorstellung von der Gottesmutter Maria als Schriftkundiger geht auf das apokryphe Protoevangelium des Jacobus zurück und findet seine Fortsetzung in zahlreichen Marienleben des hohen und späten Mittelalters ebenso wie in der Kommentarliteratur. Rupert von Deutz (ca. 1070 bis 1129) preist Maria als *magistra apostolorum*, Otto von Passau behauptet in seiner Schrift *Die vierundzwanzig Alten* (1386) unter Berufung auf Beda und Bernhard von Clairvaux, dass Maria die Jünger und „ander guotte christen“ im Glauben unterrichtet habe, wie auch die vier Evangelisten „alles geschriben [hätten] von vnnsrer frawen mund“. Vor diesem Hintergrund wird begreiflich, was auf den ersten Blick erstaunlich erscheint: Die Funktion Marias als Sprachrohr Gottes und theologische Autorität in den Legenden bzw. Mirakeln des *Passional*. So erteilt die Gottesmutter im Mirakel *Die Ave Maria-Lilie* den Brüdern des Klosters Cîteaux, die vergeblich bemüht sind, einen ungebildeten, aber hochadligen Mitbruder zur Schriftgelehrsamkeit zu führen, eine Lektion in Sachen wahrer Frömmigkeit: Sein unablässig gestammeltes *Ave Maria* wird nach dem Tod belohnt, indem aus seinem Mund eine Lilie wächst, deren einzelne Blütenblätter jeweils den Schriftzug *Ave Maria* in erhabenen Goldbuchstaben zeigt. Das Beispiel zeigt zweierlei:

1. Wer mit Maria in der einfachsten und zugleich innigsten Weise kommuniziert, erreicht damit auch Gott, der „der herten sinne / den ritter nicht entgelden“ läßt. Eine derartige Absage an theologische Gelehrtheit zählt zu den Leitthemen der Marienlegenden.
2. Die mediale Form der wechselseitigen Kommunikation kann ganz unterschiedliche Gestalt annehmen. Der Text nennt ihrer drei: die aufs Minimum reduzierte Anrufung Marias, die *schriften* als dem *ritter* hermetisch verschlossener Wissensspeicher (oder vielleicht eher noch Erkenntnishort) und als ihre Synthese die zum Codex transformierte Lilie, die das allein notwendige Schriftwissen auf den Punkt bringt.

An diesem und weiteren Beispielen aus den Marienlegenden, in denen die Gottesmutter als Lehrerin von Geistlichen wie Laien auftritt, soll gezeigt werden, dass es neben der auf größtmögliche Annäherung an Gott zielenden Mystik eine weitere in der mittelalterlichen Literatur fassbare Form der Frömmigkeit gibt: Die Einholung des Göttlichen in die Weltimmanenz, für die Maria wie keine zweite als Vermittlungsinstanz geeignet ist.

Rüther Stefanie Dr.

Exzellenzcluster „Religion und Politik“ Münster

Sektion 14 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung S. Conermann

Gott spricht im Bild – spätmittelalterliche Historienbibeln als reflexive Medien der transzendenten Kommunikation

Die Auseinandersetzung mit den biblischen Texten stellte im Mittelalter eine zentrale Form der Kommunikation mit Gott dar. Dabei handelte es sich jedoch nicht um eine einseitige Rezeption einer kanonisch festgeschriebenen Botschaft, vielmehr gestaltete sich der Umgang mit den biblischen Stoffen als ein aktiver Prozess der Aneignung. Ein besonders populärer Ort dieser Kommunikation stellten im ausgehenden Mittelalter die sogenannten Historienbibeln dar, die den biblischen Stoff in volkssprachlicher Prosa präsentierten, oftmals erweitert durch apokryphe und profangeschichtliche Beigaben. Über die Hälfte der mehr als 100 aus dem 15. Jahrhundert überlieferten Handschriften sind mit farbigen Illustrationen ausgestattet, welche die biblischen Akteure dabei zeigen, wie sie mit Gott sprechen, in seinem Auftrag Krieg führen und mit seiner Hilfe die Feinde besiegen. Doch auch Gott selbst kann in diesen Bildern als Akteur in Erscheinung treten, indem er zu Menschen spricht, ihnen hilft oder sie straft. Der Beitrag fragt danach, welche Möglichkeiten die spätmittelalterlichen Bibelillustrationen boten, Gott in der Kommunikation mit den Menschen in Szene zu setzen, und welche Aussage- und Deutungsabsichten sich damit verbanden. Lassen sich verschiedene Muster ausmachen, nach denen Gott in der Interaktion mit den biblischen Akteuren dargestellt wurde, etwa mahnend, strafend oder kämpfend? Ausgehend von den verschiedenen Formen der Kommunikation **mit** Gott im Bild wird in einem zweiten Schritt die Kommunikation **über** Gott in den Blick genommen, wie sie in der Herstellung, Verbreitung und Rezeption der Historienbibeln zu fassen ist. So wurden über die visuellen Repräsentationen Gottes in der Interaktion mit den biblischen Akteuren spezifische Vorstellungen der mittelalterlichen Menschen in ihrem Verhältnis zu Gott vermittelt, die über eine simple Anthropomorphisierung hinaus gehen. Vielmehr reflektieren die Illustrationen, indem einem handlungsmächtigen Gott Individuen gegenübergestellt werden, die sich diesem unterwerfen, für ihn handeln oder sich ihm widersetzen, die unterschiedlichen Möglichkeiten dieser Verhältnisbestimmung. Die Historienbibeln eröffnen somit den Zugang zu mittelalterlichen Kommunikationsweisen über die Kommunikation mit der transzendenten Macht.

Schlechtweg-Jahn, Ralf, Dr.

Bayreuth

Sektion 15 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 14.00-15.30, Leitung J. Heil

Transzendenz und Multiperspektivität. Gott und Teufel als immanente Zuschreibungen im Eckenlied (E₂)

Das *Eckenlied* entwickelt im Rahmen einer seriellen Ästhetik eine ausgesprochen multiperspektivische Sichtweise auf Figuren und Ereignisse, in die auch der Umgang mit der Transzendenz hineingezogen wird. Auffällig häufig werden Motivationen und Handlungen von Figuren auf Gott oder Teufel zurückgeführt, wie auch durch Verweis auf Gott begründet und legitimiert. Diese Bezüge bleiben aber weitgehend in der Figurenperspektive, werden nur selten vom Erzähler übernommen und ein explizites, wunderbares Eingreifen Gottes in die Handlung gibt es schon gar nicht.

Damit aber wird eine für die höfische Literatur typische Funktionalisierung von Transzendenz, nämlich als Auslagerungsinstanz für interne Paradoxien zu dienen (im Sinne des Luhmannschen Religionsbegriffs), konsequent unterlaufen. Der Rückgriff auf Gott bietet im Eckenlied weder letzte Sicherheit und Wahrheit, noch die Möglichkeit, Paradoxien auf die Transzendenz zu verschieben. Stattdessen werden Gott und Teufel zu ganz immanenten Perspektivierungsmöglichkeiten bei der Positionierung und Legitimierung von Figuren, die jederzeit bestritten werden können. Gleichzeitig läßt sich aber in Randbereichen wie Metaphern (Schwerthiebe, die wie Donnerschläge vom Himmel prasseln), Artefakten (wundersame, leuchtende, Klang verbreitende und mitunter reliquienähnliche Rüstungen und Schwerter) und Personifikationen (Frau Saelde) eine Art Re-Transzendierung beobachten, die gleichsam vor der Gott-Schwelle stehenbleibt. Diesen vielfältigen Entwürfen und Funktionalisierungen von Transzendenz möchte ich in meinem Vortrag nachgehen.

Als passenden Themenblock könnte ich mir „II: (fiktionales) Kommunizieren über Gott“ passend vorstellen, evtl. auch „VIII: Reflexion über die genannten Relationen“.

Schmidt, Bernward Dr. M.A.

Münster

Sektion 6 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 16.30-18.00, Leitung H. Walther

Hierarchische Gemeinschaft unter göttlicher Führung. Zur Liturgie der Konzilien im Spätmittelalter

„Universalem ecclesiam repraesentans“ - so definierte man in Konstanz das Wesen des allgemeinen Konzils. Für die Repräsentation der Kirche waren entsprechende Formen notwendig, die es vermochten, ihre Ordnung abzubilden und ihr Wesen auszudrücken. Vor allem die Liturgie der Sessionen war geeignet, diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Aus der Perspektive der klassischen Konziliengeschichtsschreibung mag es scheinen, als seien sie allein zum Zweck der Verabschiedung von Dekreten abgehalten worden. Doch ihre hochkomplexe Liturgie kann nicht auf diesen instrumentellen Aspekt reduziert werden. Zum ersten war die Liturgie der Session, geformt durch die Anordnung der Konzilsteilnehmer im Raum, Abbildung der hierarchischen Ordnung der Kirche. Zum zweiten konstituierte sich in der Liturgie der Session Kirche in Gestalt ihres Repräsentationsorgans Konzil unter der Führung des Heiligen Geistes. Zum dritten wurde durch die Liturgie den Dekreten des Konzils eine hohe Verpflichtungskraft zuteil. Viertens schließlich nahm die Liturgie der Session die Konzilsteilnehmer selbst in die Pflicht, sich ihrer Würde und Funktion im Ganzen der Kirche bewußt zu sein. Dabei ist von größter Bedeutung, daß die Feier der Session in erster Linie Liturgie im Sinne eines göttlich-menschlichen Kommunikationsprozesses ist und von der Präsenz beider „Parteien“ lebt. Das Konzil handelt „aus Gott“, da der Heilige Geist in ihm präsent ist und es leitet. Die Liturgie der Session von spätmittelalterlichen Konzilien soll in dem hier vorgeschlagenen Vortrag vor allem anhand normativer Quellen untersucht werden (v.a. Guillaume Durand, Agostino Patrizi Piccolomini). Während die ältere Forschung den Fokus vor allem auf ihre Rekonstruktion gerichtet hat, soll hier der Schwerpunkt auf der Interpretation liegen. Konzilien – so die Grundthese – sollten nicht allein als Instanzen kirchlicher Problemlösung oder Gesetzgebung gesehen werden, sondern als Symbolereignisse.

Schnell, Rüdiger, Prof. Dr.

Tübingen

Sektion 8 (CZ 3, Raum 114), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung R. Hahn

Göttliches Handeln und menschliches Spekulieren. Autor, Protagonist und Rezipient in Gottfrieds 'Tristan' und Wolframs 'Parzival'.

Gott kann, davon war das Mittelalter überzeugt, in die Herzen der Menschen schauen (speculator cordis). Umgekehrt ist es den Menschen verwehrt, hinreichend gesicherte Aussagen über Gottes Beweggründe für sein Handeln zu machen (Theodizee-Problem). Doch zahlreiche mittelalterliche Romane suggerieren, allein schon aufgrund ihrer narrativen Struktur, im irdischen Geschehen würden Gottes Pläne transparent. Gottfrieds von Straßburg 'Tristan' und Wolframs von Eschenbach 'Parzival' - so unterschiedlich sie sich der modernen Forschung präsentieren - stimmen darin überein, daß sie solche Deutungsversuche der Menschen (Protagonisten und Rezipienten) ins Leere laufen lassen. (Dabei verfährt Gottfried allerdings rigider als Wolfram.). Mit Hilfe der Diskrepanz von Spekulationen der Protagonisten über Gottes Handeln einerseits und dem tatsächlichen Handlungsverlauf andererseits zwingen die beiden Autoren die Rezipienten zur Korrektur von deren Gottesauffassung.

Es geht also um die narrativen Möglichkeiten mittelalterlicher Dichtungen, Gottesbilder zu hinterfragen.

Dieser Beitrag wird die Aspekte I-IV und VI ansprechen, doch den Fokus auf den Aspekt VIII richten.

Schuh, Maximilian

WWU Münster Exzellenzcluster „Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und der Moderne“

Sektion 4 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung M. Werner

Zwischen Vorlesung und Gebet – Praktiken religiöser Kommunikation an der mittelalterlichen Universität

Die Universitäten des ausgehenden Mittelalters erschienen in der Wahrnehmung der Forschung lange als wissenschaftliche Ausbildungsanstalten, an denen philosophische, juristische, medizinische und theologische Problemstellungen mit den syllogistischen Schlussverfahren der scholastischen Logik rational analysiert wurden. Die Kommunikation zwischen dem Individuum und Gott wurde deshalb vor allem als Thema wahrgenommen, das an den theologischen Fakultäten diskutiert wurde. Doch mit der Hinwendung zu sozialen und kulturellen Praktiken an den spätmittelalterlichen *studia generalia* rücken auch andere Aspekte dieser Thematik ins Blickfeld. Denn dass die Stiftung dieser Einrichtungen als Akt der Kommunikation des Stifters mit Gott interpretiert wurde, verdeutlichen etwa die bildlichen Darstellungen in den universitären Matrikelbüchern. Dass sich darüber hinaus die Universitätsbesucher selbst in formale Kommunikationszusammenhänge mit Gott einfügten, lässt sich vor allem an den einzelnen Fakultäten beigeordneten Bruderschaften beobachten. Am Beispiel der *confraternitas* der Artistenfakultät der Universität Ingolstadt wird der Beitrag beleuchtet, wie im Rahmen dieses Personenverbandes durch die Feier von Messen, Gebetsgedenken und andere Maßnahmen, eine institutionalisierte Fürsprache eingerichtet wurde, die dem einzelnen Mitglied jenseits theologischer Diskussionen die Interaktion mit Gott ermöglichte. Somit stehen nicht wissenschaftliche Diskurse, sondern soziale und kulturelle Aspekte im Mittelpunkt, die den universitären Arbeits- und Lebensraum maßgeblich prägten.

Susanne Schul

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Brinker-von der Heyde, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30, Leitung U. Kundert

Dichtung zwischen göttlicher Inspiration und Schöpfungsimitation: Prologkonzeptionen in volkssprachig-legendarischer Epik

Der Prolog ist einer der traditionellen Orte mittelalterlicher Literatur, der dem Dichter Raum bietet, sich selbst als „Schaffender“ zu inszenieren, Textintentionen und Textfunktionen zu vermitteln, über seinen „Schaffensprozess“ zu reflektieren und sich in ein Verhältnis zu anderen „Schaffenden“ zu setzen. Eine zentrale Frage in dieser Verhältnisbestimmung und in der Ausdifferenzierung schöpferischer Tätigkeiten ist die Beziehung von Dichter und Gott. Einen literaturgeschichtlich zentralen Platz nehmen hier volkssprachig-legendarische Texte ein, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Interdependenzverhältnis auseinandersetzen. Neben traditionell geistlichen Prologmotiven zeichnen sich in volkssprachiger Dichtung auch Auseinandersetzungen mit einem jeweiligen poetischen Selbstverständnis ab. Die Beziehungsreflexionen im volkssprachigen Prolog sind geprägt von einem kritischen Bewusstsein für das ungleiche Verhältnis von göttlichem und menschlichem Werk. Sie sind in ihrer Frömmigkeitsmotivik durch einen inhärenten Konflikt zwischen einem unzureichenden menschlichen Vermögen zu adäquaten Äußerungen im Vergleich zur göttlichen Offenbarung auf der einen Seite und gleichzeitig einem selbstbewussten dichterischen Anspruch auf Ausdruckfähigkeit auf der anderen Seite geprägt. Göttliche Inspiration und Schöpfungsimitation stellen in diesem Zusammenhang Möglichkeiten dar, ein poetisches Werk durch die Hilfeleistungen des Heiligen Geistes zu legitimieren. Der Willehalmprolog Wolframs von Eschenbach gilt in diesem Zusammenhang als ein zentrales Beispiel, denn er stellt eine spezifische Verbindung des traditionellen Legendenprologs mit Elementen einer individualisierten Dichterkonzeption dar. Eine vergleichende Gegenüberstellung des *Willehalm*-Prologs mit seiner Rezeption in Rudolfs von Ems *Barlaam und Josaphat* und der *Weltchronik* sowie mit den Prologstrukturen der *Silvesterlegende* und des *Trojanerkrieges* Konrads von Würzburg soll Aufschlüsse über das jeweils spezifische Verhältnis von geistlichen Topoverwendungen, ihren Darstellungs- und Deutungsmustern sowie einer dichterischen Selbstvergewisserung innerhalb der Prologgestaltungen geben.

Schultz-Balluff, Simone, Dr. phil.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 2 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 11.30-13.00, Leitung A. Rieger

**Das Verhältnis von Mensch und Gott als Treueverhältnis.
Von den Anfängen im Frühmittelalter bis zum Ausgang des Hochmittelalters.**

Treueverhältnisse strukturieren seit den Anfängen in germanischer Zeit Gesellschaft, indem sie personale Verbindungen konstituieren; der verbindliche Charakter dieser Verhältnisse schafft zudem Stabilität. Treue kann damit als Gesellschaft konstituierendes Element gelten. Neben der Verbindlichkeit kennzeichnen Anerkanntheit und Festigkeit Treueverbindungen. Da die Rechtspraxis gerade diese Eigenschaften fordert, findet sich ‚Treue‘ früh als rechtsrelevantes Element. Die stetige Verwendung des Begriffes der ‚Treue‘ (ahd. *triuwa*, mhd. *triuwe*), die – teils sehr ausführliche – Darstellung und Diskussion von Treueverhältnissen in Texten seit altdeutscher Zeit verdeutlicht diese Relevanz.

In meinem Vortrag möchte ich die – schon früh erfolgende – Übertragung dieser germanischrechtsrelevanten personalen Verbindung auf die Beziehung zwischen Mensch und Gott thematisieren. Dabei sollen zunächst die einzelnen Elemente, die dieses Verhältnis kennzeichnen, dargestellt werden. Darüber hinaus soll das Konzept des Treueverhältnisses zwischen Mensch und Gott in seiner Entwicklung von den Anfängen in altdeutscher Zeit bis zum Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit konturiert werden. Eine Bewertung und Einordnung erfolgt abschließend über den Vergleich mit anderen Treueverhältnissen, wie z.B. denjenigen zwischen Gefolgsherr und Gefolgsmann, zwei Herrschern, Mann und Frau.

Die Basis der Ausführungen bildet die altdeutsche Textüberlieferung, für die frühmittelhochdeutsche und mittelhochdeutsche Zeit werden geistliche Texte (i.e. eine Auswahl von Traktaten, Predigten, u.a.; s. Bochum-Bonner Mittelhochdeutschkorpus) zugrunde gelegt. Die vergleichende Analyse erfolgt über die Auswertung literarischer Texte und Rechtstexte.

Skock, Berit M.A.

Ludwig-Maximilians-Universität München

Sektion 3 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung A.J. Johnston

„E o que quero é dizer loor da Virgen Madre de Nostro Sennor“* - Figurationen des Göttlichen und des Menschlichen in den *Cantigas de Santa María* Alfons' des Weisen

Die *Cantigas de Santa María* (Lieder für und über die heilige Maria) bilden mit ca. 420 Einzeltexten eine der größten geistlichen Liedsammlungen des Mittelalters. Jenes in Galicisch-Portugiesisch verfasste Corpus von Marienwundern und hymnischen Lobpreisungen der Gottesmutter wurde auf der Iberischen Halbinsel während der Regentschaft des Königs Alfons' des Weisen (reg. 1252-1282/84) in Auftrag gegeben. Die *Cantigas de Santa María* stellen insofern einen Sonderfall mittelalterlicher Dichtung dar, als dass sich in ihnen bezeichnenderweise ein Sprecher-Ich artikuliert, in dessen Rolle sich die Person des realen Königs Alfons einschreibt und das somit als Enkomiasst der heiligen Jungfrau fungiert, um im Grunde getrennte Diskurse der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung in Überblendung zu führen. Hierbei wird zunächst die Beziehung zwischen der Himmelskönigin Maria und dem weltlichen König stilisiert als ein Lehnverhältnis, bei dem sich der irdische Herrscher als Gefolgsmann und Untertan der Gottesmutter präsentiert, die als „a Sennor“ mit weiblichem Artikel, aber männlichem Substantiv als Souverän gepriesen wird. In jenen diskursiven Rahmen spiegeln ebenfalls historische Aspekte der Machtpolitik hinein, wenn die Positionierung des kastilischen Hofes gegenüber den anderen monotheistischen Religionen wie Judentum und Islam literarisch eine dominant christliche Prägung zum Ausdruck bringt. Auf einer zweiten Ebene der sakralen Cantiga-Dichtung erschließt sich dem Rezipienten weiterhin ein Liebesdiskurs, der das im Hohelied präfigurierte Verhältnis der menschlichen Seele zu Gott/Christus aufgreift. Die menschliche Liebe zum Göttlichen findet ihre Abbildung in einem dichterischen Modell, das formal und semantisch an die Verehrung der Dame in der hohen Minne der Troubadourdichtung anknüpft und eine sakralisierte Form höfischer Liebe darstellt, die sich als „feminine engendered faith“ (Maureen Sabine, 1992) fassen lässt. Des Weiteren nehmen die alfonsinischen Cantigas Bezug auf den Rechtsdiskurs der Epoche, wenn Maria als „avogada“ (Advokatin) zur Mittlerin zwischen Gott und den Menschen aufgebaut wird. Vermögens der paradoxalen Zwischenstellung als Mutter Christi einerseits und menschlichen Geschöpfes Gottes andererseits ist Maria prädestiniert für die Errettung der menschlichen Seele vor dem Übel der Welt und ihr gebührt folglich eine spezielle Form der Ehrerbietung. Das in der Verehrung der *Santa María* evozierte dichterische und christliche Selbstverständnis des Menschen wählt nicht nur säkulare Sprechweisen für religiöse und herrschaftspolitische Intentionen, sondern es will Handlungsmaximen für einen aristokratischen Umgang mit dem Göttlichen geben und ferner ein Ideal des jungfräulich Weiblichen etablieren, welches normbildend für die weiblichen Untertanen sein soll. Zuletzt ist dabei zu bedenken, dass die Schöpferkraft Gottes und die literarische Kreation eines Dichtenden in den Cantigas zueinander in Beziehung treten können. In meinem geplanten Vortrag beabsichtige ich daher, die reichen Facetten jener Cantiga-Dichtung in den Blick zu fassen und in den Kontext eines umfassenderen Kulturprogrammes des kastilischen Hofes zu stellen, wobei insbesondere das Zusammenspiel von Text, Miniaturen und Melodien der Cantigas berücksichtigt werden wird. *Übersetzung: *Und was ich wünsche, ist, der jungfräulichen Mutter Gottes, unseres Herren, Lobpreis zu singen.*

Smolak, Prof. Dr. (w. M. der ÖAW)

(Sektion eingereicht zusammen mit Zimmerl-Panagle und Reisner)

Universität Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

Ratio und Affekt – zur Tiefenstruktur des Proslogion Anselms von Canterbury

Zum eigentlichen Wesen von Religion gehört a priori die Kommunikation mit der Gottheit. Jenes Kommunikationsmedium, das nach antiker, im Mittelalter fortwirkender Auffassung den Menschen zu einer Gottesbeziehung befähigt, ist die Sprache als Ausdruck der die Erkenntnis Gottes ermöglichenden, da mit ihm nach (popular)stoischer Meinung wesensverwandten Vernunft. Die Sprache ist aber darüber hinaus ein Medium, Gefühle, also ‚nicht- vernünftige‘ Realitäten, der Welt außerhalb des Ich zugänglich zu machen. Für das europäische Mittelalter war es Augustinus, der in seinen ‚Selbstgesprächen‘ (Soliloquia) und mehr noch in seinen ‚Bekenntnissen‘ (Confessiones) ein literarisches Zeugnis und damit ein ‚Vorbild‘ für die Funktion der Sprache in der Kommunikation mit Gott vorgelegt hat. Bewusst schwankt er in dem zuletzt genannten, im Mittelalter bestens bekannten Werk, mitunter auf engem Raum zwischen rational-analysierendem und emotional-, ‚mystischem‘ Sprechen (z.B. Conf. 10, 26f.), wobei der Übergang zunächst kaum zu merken ist. Eine der zahlreichen rezipierenden Werke der Confessiones ist das Proslogion („Anrede“, sc. an Gott) des Anselm von Canterbury / Aosta. Er trennt, anders als Augustinus, raisonnierendes, die Methoden der Logik applizierendes Reden über Gott im Stil philosophischer Bibelexegese mit dem formalem Mittel der Opposition von rhythmisierten emotionalen Apostrophierungen Gottes, die in der intendierten imitatio der Confessiones den Charakter persönlichen Betens aufweisen und dementsprechend gestaltet sind. Durch dieses Vorgehen scheidet der mittelalterliche präscholastische Philosoph die Möglichkeiten der verbalen Kommunikation mit Gott stärker als sein patristischer Referenztext, aber stets wie jener in Hinblick auf die am meisten emotionalen Texte der Bibel, die Psalmen.

Stolz, Michael, Prof. Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Haeberli, Chlench, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

**Aufeinandertreffen. Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt.
Eine Einführung**

Die geplante Doppelsektion geht von dem methodischen Problem aus, dass die Interaktion zwischen Mensch und Gott mit den Instrumenten geistes- bzw. kulturwissenschaftlicher Forschung nur schwer fassbar ist, da sich das Agieren Gottes einem aufgeklärten Wissenschaftsverständnis letztlich entzieht. Was dieses zu beschreiben vermag, sind Formen der Symbolbildung, sind Formen literarischer oder künstlerischer Gestaltung, in denen der Mensch das Handeln Gottes und damit auch sein Interagieren mit dem Göttlichen imaginiert. Die Überprüfung des Realitätsstatus der Interaktion zwischen Gott und Mensch kann hingegen mit wissenschaftlichen Mitteln, deren sich die historisch-philologischen Disziplinen bedienen, nicht geleistet werden. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis versuchen die Beiträge, Darstellungsweisen eines zweifachen ‚Aufeinandertreffens‘ in den Blick zu nehmen: jenes von Gott und Mensch und jenes von verschiedenen Religionen, welche ihrerseits die Beziehung von Gott und Mensch je anders interpretieren. Die dabei zutage tretende Konstellation kann – behelfsmäßig – von der Figur eines Dreiecks ausgehen, deren Basis die Beziehung der Religionen zueinander darstellt, während die sich zur Spitze hin erstreckenden Seiten die jeweils unterschiedlichen Gottesvorstellungen repräsentieren. Je nach der Eigenart des interreligiösen Kontakts (der auch Konfrontation oder Konflikt sein kann), je nach der Selbst-, Fremd- und Gotteswahrnehmung der beteiligten Gruppen gerät das Dreieck in Disproportionen. Das Stichwort ‚Wahrnehmung‘ verweist dabei auf eine erkenntnistheoretische Kategorie, die in der jüngeren Mediävistik (z.B. bei J. Bumke, H.-W. Goetz, H. Bleumer/ S. Patzold) stark an Bedeutung gewonnen hat. Vor dem Hintergrund mentalitätsgeschichtlicher und diskurstheoretischer Ansätze hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass historische Forschung weniger mit bloßen Fakten als mit historisch fassbaren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern zu tun hat. Aus dieser Perspektive soll das doppelte ‚Aufeinandertreffen‘, das sich bei der Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt ergibt, an ausgewählten Fallbeispielen untersucht werden. Im einführenden Referat werden dazu Texte der mittelalterlichen Spruchdichtung (die u.a. das Verhältnis von Mensch und Gott thematisiert) und der *Chanson de geste* (mit ihrer Darstellung christlich-muslimischer Konfrontationen) herangezogen. Die weiteren Vorträge der Doppelsektion bieten sodann literaturwissenschaftliche (Teil A) bzw. stärker geschichtswissenschaftlich orientierte Themenstellungen (Teil B, u.a. mit Beiträgen zur Judaistik und Humanismusforschung).

Tsironis, Niki J.

The National Hellenic Research Foundation Athens, Greece

Sektion 17 (CZ 3, Raum 114), Mittwoch 30. März 2011, 16.00-17.30, Leitung W. Brandes

“Interacting with God through matter”

In the present paper I intend to deal with the 8th and 9th century developments in Byzantium and the way in which the Byzantines envisaged their communication with God through icons and relics of saints. The common denominator of these expressions of faith and devotion is matter which is found at the centre of the Iconoclastic debate over the representation of the divine – known as Iconoclasm. The Virgin Mary was also included in the points of disagreement between Iconophiles and Iconoclasts and became a vehicle for the defence of Incarnational theology on the basis of which matter was thought as worthy for the representation of the divine. The main doctrinal position elaborated by authors of the 8th and 9th centuries was that since matter was assumed by God in the Incarnation it was sanctified. More specifically, the theology of icons voiced by Iconophile writers of the period and best formulated by John of Damascus puts emphasis on the way in which the honour given to the icon is transmitted to the prototype. Hence, matter plays the role of the intermediary between God and man and is envisaged as a way through which man can communicate with God in a direct way. Emphasizing the Incarnation, the Byzantine writers of the period do not attempt to make God accessible in a mundane way but they make an effort to lift up human existence rooted in matter and point to the potential sanctification of everything that exists on earth, man included. Byzantine art of the time bears witness to these theological notions that will be explored through paradigms encountered both in art and literature of the Byzantine Church.

Vollmer, Matthias, Dr.

Freie Universität Berlin

Sektion 7 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung O. Riha

Sünde, Krankheit und Buße als Elemente religiöser Kommunikation

Die Ursachen von Krankheiten wurden bis über das Mittelalter hinaus nicht allein im Rahmen der Medizin untersucht, sondern auch religiöse und magische Zusammenhänge wurden als Erklärungsansätze herangezogen.

Gott selbst kam eine aktive Rolle zu, denn er schien die Sünder mit Krankheit zu strafen. Mittelalterliche Verfasser bearbeiteten das Motiv gottesandter Krankheit als Sündenstrafe in hagiographischen oder historischen Schriften, vor allem aber in den Bußbüchern. Letztere vermitteln ein erstaunliches Bild: Zwar werden die Sünden und die entsprechenden Bußen detailliert beschrieben, doch eine zwingend ursächliche Verbindung zwischen Sünde und Krankheit findet sich nur selten. Wurde ein Zusammenhang zwischen Sündhaftigkeit und Erkrankung hergestellt, dann muss der moderne Leser genau zwischen den unterschiedlichen Arten von Kausalität unterscheiden. Krankheit ist nicht Sündenstrafe, sondern die Chance vor allem zur spirituellen Genesung, die durch die Abnahme der Beichte durch einen Priester ermöglicht wird. Die anschaulichen Darstellungen der Sündenstrafen in Texten und vor allem in Bildern sollen nicht allein abschrecken, sondern sie verkörpern auch eine besondere Kommunikationsebene des Betrachters mit Gott, auf welcher der Gläubige trotz seiner prinzipiellen Sündhaftigkeit durch Selbsterkenntnis unmittelbar zur Besserung und Heilung angeleitet wird.

Wagner, Silvan

Burgkunstadt

Sektion 4 (CZ 3, Raum 114), Montag 28. März 2011, 14.30-16.00, Leitung M. Werner

Recht, Weisheit und Ökonomie in des Strickers *Der Richter und der Teufel*.

Recht und Weisheit sind Größen, die traditionell Gott zugerechnet werden und gerade in der Figur des Richters idealtypisch im Sinne und anstelle von Gott ausgeübt werden; freilich ist der ungerechte Richter als empfindliche Störung dieses Ideals ebenfalls eine topische Figur in der höfischen Epik vor allem der Märendichtung. Reichtum dagegen ist eine Größe, die bereits biblisch beargwöhnt und tendenziell mit dem Bereich der Gottferne verbunden wird, eine Verknüpfung, die freilich für eine höfische Gesellschaft, in der Prachtentfaltung eine zentrale Funktion einnimmt, problematisch ist.

In des Strickers Märe *Der Richter und der Teufel* wird nun vordergründig die religiöse Ebene von Recht und Weisheit verhandelt, hintergründig aber ihr Zusammenhang mit Ökonomie diskutiert; zusammen mit Recht und Weisheit wird im Märenausgang auch Ökonomie restituiert, obwohl eingangs der Reichtum des ungerechten Richters durchaus im biblischen Sinne negativ konnotiert wurde und der Richter nicht zuletzt auf der Basis seiner ökonomischen Haltung zur Hölle fährt.

Der Vortrag soll herausarbeiten, welche Rolle Gott in der komplexen Kommunikation zwischen dem Richter und dem Teufel spielt und wieso gerade der Teufel (nicht Gott selbst oder ein Engel) für die Verhandlung der drei Größen Recht, Weisheit und Ökonomie zuständig ist. Ausgangspunkt dafür ist die Kommunikation und das Handeln über Gott, das beiden Protagonisten des Märes eigen ist.

Wolfzettel, Friedrich, Prof. Dr

Frankfurt am Main

Sektion 8 (CZ 3, Raum 114), Dienstag 29. März 2011, 09.00-10.30, Leitung R. Hahn

Die französischen Gralsromane: die Restitution der göttlichen Macht

Der klassische Artusroman ist in der vergangenen Jahrzehnten vor allem unter den Vorzeichen einer autonomen Fiktionalität thematisiert worden, die dem *aventure*-Begriff als säkularisierter und autonomer Form der Fortuna und des Schicksals eine wesentliche Rolle zuweist. Mit dem *Conte du Graal*, dem letzten Werk Chrétiens de Troyes, kommen dagegen erstmals wieder christliche Vorstellungen von Verfehlung und Gnade und der göttlichen Lenkung des Lebensweges des Helden in den Blick. Der Roman leitet damit bekanntlich die außerordentliche Konjunktur der Vers- und Prosa-Gralsromane ein, die wohl monastische Handschrift tragen und als explizite Reaktion auf die genannte Verweltlichungs- und Autonomisierungstendenz verstanden werden kann. Die strenge heilsgeschichtliche Ökonomie generiert hier eine neue Form des exemplarischen Erzählens, das durch das ständige Eingreifen Gottes und die Frage nach dem Willen Gottes geprägt ist und keinen Raum mehr für den Zufall des Abenteuers lässt. Der Gral, der als Inbegriff der neuen Ästhetik eines heilsgeschichtlichen Wunderbaren erscheint, ist zugleich das Instrument der Bündelung und Zielgerichtetheit der jeweiligen Handlung, deren traditionelle arthurische Elemente in diesem Sinn instrumentalisiert werden. Mit der paradoxen Folge, dass die einzelnen Geschichten nurmehr als Varianten der immer gleichen ‚großen Erzählung‘ fungieren. Diese narratologische Seite der Restitution Gottes, ein bislang wenig beachtetes, spezifisch literaturgeschichtliches Phänomen, soll an einzelnen Beispielen vorgeführt werden.

Würtz, Thomas, M.A.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haerberli, Hitzbleck, Mohr)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Die Christen und ihre Religion in der Wahrnehmung des muslimischen Religionsgelehrten Ibn Hazm.

Seit Entstehung des Islams und seiner Ausbreitung im südlichen Mittelmeerraum im 7. Und 8. Jahrhundert nehmen sich Islam und Christentum gegenseitig wahr. Obwohl dabei militärische Konfrontationen wie die frühen Eroberungszüge bis ins heutige Frankreich und die Kreuzzugszeit in der Erinnerung wirkmächtiger geblieben sind, gab es auch immer wieder theologische Auseinandersetzungen mit dem Gegenüber.

Beide Religionen stehen dabei mit ihrem jeweiligen Wahrheitsanspruch und der darin enthaltenen Vorstellung von Gottes Wirken in einer Opposition. Denn auch wenn Gott in beiden Religionen als Schöpfer der gesamten Welt wirkt, so wird sein späteres, sich den Menschen offenbarendes Wirken stark unterschiedlich gesehen. Im christlichen Verständnis sendet Gott Jesus als den Christus und Erlöser zu den Menschen und offenbart sich in ihm. Nach muslimischem Glauben offenbart sich Gott im Wort des Korans wie auch in früheren Offenbarungsschriften, unter denen sich auch ein Buch befinden soll, das dem Propheten Jesus gegeben wurde. Dieses Heilige Buch ist aber verloren und entspricht nicht den vier Evangelien – diese werden von Muslimen als menschliche Fälschung angesehen, die dazu dienen sollten, das christliche Dogma von der Gottessohnschaft Jesu zu untermauern.

Der andalusische Rechtsgelehrte und Theologe Ibn Hazm (994 – 1064) , der aus einer reichen Familie in Cordoba stammte, betrachtet in seiner Schrift über „das Trennende zwischen den Religionsgemeinschaften“ als der wenigen muslimischen Gelehrten des Mittelalters diese Differenzen und vor allem die Vorstellung eines göttlichen Wirkens durch Menschwerdung aus einer doppelten Perspektive. Zu einen folgt er einer besonders strikten wörtlichen Koranauslegung, zum anderen aber widmet er sich einer historischen Betrachtung der christlichen Dogmengeschichte, die auch Texte jenseits der Heiligen Schriften mit in die Betrachtung einschließt.

Zimmerl-Panagl, Victoria, Mag. Dr.
(Sektion eingereicht zusammen mit Smolak und Reisner)

Österreichische Akademie der Wissenschaften Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

„Mit Herz und Mund dem Herrn singen und dienen“

Hymnen als „gesungenes Lob Gottes“ (in diesem Sinn äußert sich schon Augustinus in seiner bekannten Definition des Hymnus, enthalten in einer der Predigten über die Psalmen) stellen seit frühesten Zeiten einen Weg der ‚Kontaktaufnahme‘ zwischen Mensch und Gott dar, und zwar einen in zweifacher Hinsicht formalisierten: eine rhythmisch, lexikalisch, syntaktisch und metrisch gebundene Sprache wird in einer rhythmisch und melodisch reglementierten Form vokalisch präsentiert. Für die Liturgie des lateinischen Mittelalters waren neben den von Anfang an für den Gesang, nämlich den Volksgesang bestimmten, religionspolitisch motivierten Hymnen des Ambrosius, der gewissermaßen als Begründer der Hymnentradition im lateinischen Kulturbereich gilt, auch andere poetische Produkte der lateinischen Spätantike wegweisend, wie der abecedarische Hymnus „A solis ortus cardine“ des Sedulius und die aus einem konkreten Anlass entstandenen Kreuzhymnen des Venantius Fortunatus. Zumindest die letzteren, aber wohl auch jener des Sedulius waren wie die Hymnen des Ambrosius für musikalische Präsentation bestimmt. Anders ist die Situation bei den beiden Hymnenzyklen (Tageszeiten- und Festlieder bzw. Hymnen auf Märtyrer) des bedeutendsten christlichen Dichters der Spätantike, Prudentius. Seine Dichtungen waren, wie heute feststeht, ursprünglich für die Lektüre durch ein anspruchsvolles Publikum vorgesehen. Erst im Lauf des Mittelalters wurden sie oder Teile von ihnen in das Stundengebet aufgenommen, das bedeutet: sie wurden in einer ursprünglich nicht vorgesehenen Weise in eine ‚überhöhte‘ Präsentation übergeführt. Das ‚Schicksal‘ all jener Texte in Hinblick auf Auswahl und Gewichtung, sowie das ihrer Melodien in Wechselwirkung mit dem jeweiligen Text soll im Zentrum des Vortrages stehen.

GESCHLOSSEN EINGEREICHTE SEKTIONEN

Sektion „Interreligiöse Polemik – gegen Gott und gegen Menschen“

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

(Hasselhoff, Hollender, Gleis)

„Interreligiöse Polemik – gegen Gott und gegen Menschen“

Ein Themenbereich der mittelalterlichen interreligiösen Polemik ist die Rede über das Gottesverständnis der anderen in den Blick genommenen Religion und in Abgrenzung dazu über dasjenige der eigenen religiösen Tradition.

Bereits in der Entstehung von Judentum und Christentum aus der einen Religion Israels gehören Streitgespräch und Polemik zu den Abgrenzungsmerkmalen. Das verstärkt sich an der Grenze zum Mittelalter mit der Dogmatisierung der Trinitätslehre, die in der Polemik zu einer Dreigottlehre verzeichnet wird. Mit dem Entstehen des Islam kommt eine weitere religiöse Gruppierung zu den beiden genannten hinzu, die ihrerseits in die Polemik mit eingezogen wird.

In der vorgeschlagenen Sektion soll an ausgewählten Beispielen die christliche Polemik gegen Juden und Muslime bzw. die jüdische Polemik gegen Christen in den Blick genommen werden.

Die Einzelvorträge von Prof. Elisabeth Hollender (Jüdische Religionsgeschichte), Prof. Reinhold F. Gleis (Klass. Philologie) und Dr. Görge Hasselhoff (Kirchengeschichte), die im Zusammenhang der Arbeit des Internationalen Kollegs für Geisteswissenschaftliche Forschung (IKGF) „Dynamiken der Religionsgeschichte zwischen Asien und Europa“ an der Ruhr-Universität, das mit der Sektion das Forschungsprojekt QUID (Quellenrepertorium Interreligiöser Texte) einer breiten Öffentlichkeit vorstellen möchte, stehen, werden auf den folgenden Seiten dargestellt.

Hollender, Elisabeth, Prof. Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

Jüdische Polemik gegen die Trinitätslehre

Zu den christlichen Lehren, die in der mittelalterlichen jüdischen Polemik-Literatur gegen das Christentum häufig als unlogisch und unverständlich dargestellt werden, gehört neben der christlichen Erlösungslehre und der Frage nach der Inkarnation – und mit letzterer eng verbunden – vor allem die Trinität, die im deutlichen Gegensatz zum jüdischen Monotheismus dargestellt wird. Vor allem die späteren Autoren wie Hasdai Crescas (14. Jh., Spanien) in seiner *Widerlegung der christlichen Hauptlehren* und Leone Modena (16. Jh., Italien) in seinem *Schild und Schwert* nutzen ihre Vertrautheit mit den christlichen Lehren zu ausführlichen Begründungen, warum das christliche Gottesbild falsch ist.

Im Vortrag sollen einige Beispiele für die jüdische Argumentation vorgestellt werden, um das jüdische Verständnis der christlichen Trinitätslehre zu analysieren.

Glei, Reinhold F., Prof. Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

Mit zweierlei Maß: Polemik gegen das koranische Gottesbild bei Juan de Torquemada

In seinem 1458/59 entstandenen „Traktat gegen die Hauptirrlern des Häretikers Machumet“, der Papst Pius II. Argumente für einen neuen Kreuzzug gegen die Türken liefern sollte, polemisiert Kardinal Juan de Torquemada OP (1388-1468) unter anderem gegen das (angeblich) anthropomorphe Gottesbild des Korans, das er als unphilosophisch, ja primitiv bezeichnet. Da auch dem christlichen Islamkritiker nicht verborgen bleiben konnte, dass wir in der Bibel, vor allem im Alten Testament, ebenfalls eine anthropomorphe Gottesvorstellung vorfinden, sah sich Juan de Torquemada genötigt, hier eine Lösung zu finden. Er argumentierte, die scheinbar körperlichen Eigenschaften Gottes im AT seien allegorisch, im Koran dagegen wörtlich zu verstehen. Dieses ‚Messen mit zweierlei Maß‘ ist für die Argumentationsweise Juan de Torquemadas charakteristisch und musste natürlich jeden Dialog im Keim ersticken.

Hasselhoff, Görg, Dr.

Ruhr-Universität Bochum

Sektion 1 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März, 11.30-13.00, Leitung U. Knefelkamp

„'Gott' in Raimundus Martinis *Pugio fidei*-III: Christliche Trinitätslehre in Abgrenzung von Judentum und Islam“

Im Gefolge der Religionsdisputation von Barcelona (1263) schmiedete der Dominikaner Raimundus Martini (auch: Ramon Martí, um 1215 - um 1290) neben anderem seinen „Glaubensdolch“ (*Pugio fidei*) als eine argumentative Waffe gegen Juden und Muslime. Dabei begründete er seine christlich vorgegebene Dogmatik mit Belegen aus dem Koran und aus der rabbinischen Traditionsliteratur. Um nur ein Beispiel zu geben: Im ersten Teil des dritten Buches, in dem er die Trinitätslehre nachzeichnet und begründet, zieht er eine Vielzahl jüdischer Quellen heran um die Dreiheit in der Einheit zu begründen, die im Judentum zwar vorhanden, aber nicht geglaubt werde.

In dem Vortrag soll an ausgewählten Texten der Gedankengang von Raimundus dargestellt und die doppelte Spitze gegen Nichtchristen und deren Gottesbild nachgezeichnet werden.

Sektion „Das Gebet in mittelalterlichen Erzähltexten“

Sektion 10 (CZ 3, Raum 113), Dienstag 29. März, 14.30-16.00, Leitung A. Hack

(Burrichter, Miedema, Lutterbach)

„Das Gebet in mittelalterlichen Erzähltexten“

Das Gebet gehört zu den wichtigsten Kommunikationsformen zwischen Gott und Mensch. Die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wählen unterschiedliche Definitionsschwerpunkte: Einerseits kann das Gebet im theologischen Sinne primär nach seinem Inhalt und seiner religiösen Funktion definiert werden, als „Zeugnis des Glaubens an Gott, der Offenbarung seiner Gegenwart und Herrlichkeit“, das meditative Züge entwickeln kann (Hödl). Das Gebet fungiert in dieser Auffassung als Anrufung Gottes, durch die sich der Gläubige als bekennendes Mitglied der christlichen Gemeinschaft kennzeichnet. Die mittelalterlichen Heiligenlegenden überliefern reiches Material für die Vorstellung, dass sich der Christ gerade durch das Gebet von den Andersgläubigen unterscheidet. Konstitutiv für das Gebet sind die Anrufung Gottes, das Lob seiner Herrlichkeit, die Äußerung des Gottesvertrauens und ggf. die Bitte um Unterstützung. Vor dem Hintergrund der Idee, dass Gott die Gedanken der Menschen kenne (vgl. z.B. Jes 66,18, Hebr 4,12-13), erscheint das Gebet in den Erzähltexten häufig als eine affirmative, demonstrative und geradezu redundante Äußerung, deren Adressaten eher die Andersgläubigen als Gott bzw. die Heiligen zu sein scheinen.

Andererseits kann im linguistischen Sinne nach der Form und der pragmatischen Funktion des Gebetes gefragt werden (das Gebet als Aufforderung zur Hilfe oder zum Dialog, d.h. als Direktivum; als Ausdruck der emotionalen Befindlichkeit des Betenden, d.h. als Expressivum; als Beschreibung der Macht Gottes, d.h. als Assertivum; vgl. Rolf). Im literaturwissenschaftlichen Sinne schließlich zeigt sich, dass sich der oben erwähnte demonstrative Charakter des Gebets auf textinterner Ebene entwickeln kann, indem intradiegetische Figuren auf die Gebete reagieren, dass jedoch auch Fälle nachweisbar sind, in denen ein Autor durch kunstvoll ausformulierte Gebete insbesondere den textexternen Rezipienten seine literarischen Fähigkeiten demonstrieren wollte.

Vor dem Hintergrund allgemeiner Hinweise zum Gebet, wie sie seit Augustinus formuliert werden, sollen in der Sektion diejenigen Gebete untersucht werden, die in den volkssprachigen Legenden und Bibelnachdichtungen, aber auch in weltlichen Erzählungen des Mittelalters ausformuliert werden. Die Vorträge liefern damit Bausteine zu einer „Poetik des Gebets“ in mittelalterlichen Erzähltexten.

Vortragende in der Sektion sind Frau Prof. Dr. Burrichter (Romanistik), Frau Prof. Dr. Nine Miedema (Germanistik: Mediävistik) und Herr Prof. Dr. Hubertus Lutterbach (Katholische Theologie).

Sektion RATIO, SENSUS, VOX

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

(Smolak, Zimmerl-Panagl, Reisner)

Universität Wien

Zur Kommunikation mit Gott in Wort und Ton

Die drei Vorträge der Sektion sind dem *Themenblock I* (handeln/kommunizieren mit Gott oder widergöttliche(n) Kräfte(n)) zuzuordnen mit einer inhaltlichen Verklammerung mit dem *Themenblock III* (handeln/kommunizieren im Auftrag von Gott oder widergöttliche(n) Kräfte(n)). Eine weitere Gemeinsamkeit besteht in der lateinischen Sprache der zugrunde liegenden Texte.

Smolak, Prof. Dr. (w. M. der ÖAW)

(Sektion eingereicht zusammen mit Zimmerl-Panagle und Reisner)

Universität Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

Ratio und Affekt – zur Tiefenstruktur des Proslogion Anselms von Canterbury

Zum eigentlichen Wesen von Religion gehört a priori die Kommunikation mit der Gottheit. Jenes Kommunikationsmedium, das nach antiker, im Mittelalter fortwirkender Auffassung den Menschen zu einer Gottesbeziehung befähigt, ist die Sprache als Ausdruck der die Erkenntnis Gottes ermöglichenden, da mit ihm nach (popular)stoischer Meinung wesensverwandten Vernunft. Die Sprache ist aber darüber hinaus ein Medium, Gefühle, also ‚nicht- vernünftige‘ Realitäten, der Welt außerhalb des Ich zugänglich zu machen. Für das europäische Mittelalter war es Augustinus, der in seinen ‚Selbstgesprächen‘ (Soliloquia) und mehr noch in seinen ‚Bekenntnissen‘ (Confessiones) ein literarisches Zeugnis und damit ein ‚Vorbild‘ für die Funktion der Sprache in der Kommunikation mit Gott vorgelegt hat. Bewusst schwankt er in dem zuletzt genannten, im Mittelalter bestens bekannten Werk, mitunter auf engem Raum zwischen rational-analysierendem und emotional-, ‚mystischem‘ Sprechen (z.B. Conf. 10, 26f.), wobei der Übergang zunächst kaum zu merken ist. Eine der zahlreichen rezipierenden Werke der Confessiones ist das Proslogion („Anrede“, sc. an Gott) des Anselm von Canterbury / Aosta. Er trennt, anders als Augustinus, raisonnierendes, die Methoden der Logik applizierendes Reden über Gott im Stil philosophischer Bibelexegese mit dem formalem Mittel der Opposition von rhythmisierten emotionalen Apostrophierungen Gottes, die in der intendierten imitatio der Confessiones den Charakter persönlichen Betens aufweisen und dementsprechend gestaltet sind. Durch dieses Vorgehen scheidet der mittelalterliche präscholastische Philosoph die Möglichkeiten der verbalen Kommunikation mit Gott stärker als sein patristischer Referenztext, aber stets wie jener in Hinblick auf die am meisten emotionalen Texte der Bibel, die Psalmen.

Zimmerl-Panagl, Victoria, Mag. Dr.
(Sektion eingereicht zusammen mit Smolak und Reisner)

Österreichische Akademie der Wissenschaften Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

„Mit Herz und Mund dem Herrn singen und dienen“

Hymnen als „gesungenes Lob Gottes“ (in diesem Sinn äußert sich schon Augustinus in seiner bekannten Definition des Hymnus, enthalten in einer der Predigten über die Psalmen) stellen seit frühesten Zeiten einen Weg der ‚Kontaktaufnahme‘ zwischen Mensch und Gott dar, und zwar einen in zweifacher Hinsicht formalisierten: eine rhythmisch, lexikalisch, syntaktisch und metrisch gebundene Sprache wird in einer rhythmisch und melodisch reglementierten Form vokalisch präsentiert. Für die Liturgie des lateinischen Mittelalters waren neben den von Anfang an für den Gesang, nämlich den Volksgesang bestimmten, religionspolitisch motivierten Hymnen des Ambrosius, der gewissermaßen als Begründer der Hymnentradition im lateinischen Kulturbereich gilt, auch andere poetische Produkte der lateinischen Spätantike wegweisend, wie der abecedarische Hymnus „A solis ortus cardine“ des Sedulius und die aus einem konkreten Anlass entstandenen Kreuzhymnen des Venantius Fortunatus. Zumindest die letzteren, aber wohl auch jener des Sedulius waren wie die Hymnen des Ambrosius für musikalische Präsentation bestimmt. Anders ist die Situation bei den beiden Hymnenzyklen (Tageszeiten- und Festlieder bzw. Hymnen auf Märtyrer) des bedeutendsten christlichen Dichters der Spätantike, Prudentius. Seine Dichtungen waren, wie heute feststeht, ursprünglich für die Lektüre durch ein anspruchsvolles Publikum vorgesehen. Erst im Lauf des Mittelalters wurden sie oder Teile von ihnen in das Stundengebet aufgenommen, das bedeutet: sie wurden in einer ursprünglich nicht vorgesehenen Weise in eine ‚überhöhte‘ Präsentation übergeführt. Das ‚Schicksal‘ all jener Texte in Hinblick auf Auswahl und Gewichtung, sowie das ihrer Melodien in Wechselwirkung mit dem jeweiligen Text soll im Zentrum des Vortrages stehen.

Reisner, Sonja, Mag. Dr. MAS
(zusammen mit Smolak und Zimmerl-Panagl)

Universität Wien

Sektion 12 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März 2011, 11.00-12.30, Leitung G. Huber-Rebenich

Der Visionär als Sprachrohr Gottes – Zisterziensische und dominikanische Visions- und Mirakelberichte im Vergleich

Die Intention mittelalterlicher Sammlungen von Visions- und Mirakelberichten ist vielfältig. Die Bandbreite reicht von pädagogisch-didaktischen Absichten über die Funktion von *exempla* als mehr oder weniger typisiertes rhetorisches Medium zur Untermauerung theologischer Argumentationen im narrativen Diskurs und in Predigten bis hin zu ihrer – von den Autoren sicher ebenfalls intendierten – Rezeption als Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur. Im Zentrum des vorgeschlagenen Vortrags soll der Visionär als Sprachrohr Gottes stehen, d.h. der Visions- bzw. Mirakelbericht als Medium zur transzendenten Legitimation irdischer Gegebenheiten sowie als Spiegel ideologischer Auseinandersetzungen zwischen konkurrierenden Institutionen. Auf der Basis zisterziensischer und dominikanischer Exempla- und Mirakelsammlungen des 13. Jahrhunderts wie beispielsweise des *Dialogus miraculorum* des Caesarius von Heisterbach und des *Bonum universale de apibus* des Thomas von Cantimpré soll gezeigt werden, in welcher Weise Visionen und Mirakel, die im Grenzbereich zwischen homiletischem und historischem Exempel anzusiedeln sind, im Zuge sich verdichtender Institutionalisierungsprozesse seitens des jungen, aufstrebenden Bettelordens der Dominikaner funktionalisiert wurden, um sich auf einer geistig-spirituellen Ebene ganz im Sinne der antiken *imitatio* und *aemulatio* mit dem etablierten Zisterzienserorden zu messen. Die rational durchgeführte verbale Funktionalisierung emotionaler und daher irrationaler göttlicher Appelle an die Menschen, wie sie in Wundern vermutet wurden, ist gerade für das spätere Mittelalter kennzeichnend.

Doppelsektion „Aufeinandertreffen: Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt“ (Mitglieder des Berner Mittelalterzentrums)

(Stolz, Haeberli, Chlench, Mohr, Hitzbleck, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Teil A:

Michael Stolz:

Einführung – Problemaufriss

Kathrin Chlench:

Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt am Beispiel des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach

Robert Mohr:

Got vor dinen ougen – die ‚heidnische‘ Wahrnehmung heiliger Manifestationen

Teil B:

Simone Haeberli:

Das Handeln Gottes an seinem Volk – jüdische Bewältigungsstrategien nach den Verfolgungen von 1096

Kerstin Hitzbleck:

Das Wirken Gottes in der Welt aus der Perspektive der humanistischen Geschichtsschreibung

Thomas Würtz:

Die Christen und ihre Religion in der Wahrnehmung des muslimischen Religionsgelehrten Ibn Hazm

Michael Stolz:

Synthese

Stolz, Michael, Prof. Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Haeberli, Chlench, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

**Aufeinandertreffen. Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt.
Eine Einführung**

Die geplante Doppelsektion geht von dem methodischen Problem aus, dass die Interaktion zwischen Mensch und Gott mit den Instrumenten geistes- bzw. kulturwissenschaftlicher Forschung nur schwer fassbar ist, da sich das Agieren Gottes einem aufgeklärten Wissenschaftsverständnis letztlich entzieht. Was dieses zu beschreiben vermag, sind Formen der Symbolbildung, sind Formen literarischer oder künstlerischer Gestaltung, in denen der Mensch das Handeln Gottes und damit auch sein Interagieren mit dem Göttlichen imaginiert. Die Überprüfung des Realitätsstatus der Interaktion zwischen Gott und Mensch kann hingegen mit wissenschaftlichen Mitteln, deren sich die historisch-philologischen Disziplinen bedienen, nicht geleistet werden. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis versuchen die Beiträge, Darstellungsweisen eines zweifachen ‚Aufeinandertreffens‘ in den Blick zu nehmen: jenes von Gott und Mensch und jenes von verschiedenen Religionen, welche ihrerseits die Beziehung von Gott und Mensch je anders interpretieren. Die dabei zutage tretende Konstellation kann – behelfsmäßig – von der Figur eines Dreiecks ausgehen, deren Basis die Beziehung der Religionen zueinander darstellt, während die sich zur Spitze hin erstreckenden Seiten die jeweils unterschiedlichen Gottesvorstellungen repräsentieren. Je nach der Eigenart des interreligiösen Kontakts (der auch Konfrontation oder Konflikt sein kann), je nach der Selbst-, Fremd- und Gotteswahrnehmung der beteiligten Gruppen gerät das Dreieck in Disproportionen. Das Stichwort ‚Wahrnehmung‘ verweist dabei auf eine erkenntnistheoretische Kategorie, die in der jüngeren Mediävistik (z.B. bei J. Bumke, H.-W. Goetz, H. Bleumer/ S. Patzold) stark an Bedeutung gewonnen hat. Vor dem Hintergrund mentalitätsgeschichtlicher und diskurstheoretischer Ansätze hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass historische Forschung weniger mit bloßen Fakten als mit historisch fassbaren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern zu tun hat. Aus dieser Perspektive soll das doppelte ‚Aufeinandertreffen‘, das sich bei der Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt ergibt, an ausgewählten Fallbeispielen untersucht werden. Im einführenden Referat werden dazu Texte der mittelalterlichen Spruchdichtung (die u.a. das Verhältnis von Mensch und Gott thematisiert) und der *Chanson de geste* (mit ihrer Darstellung christlich-muslimischer Konfrontationen) herangezogen. Die weiteren Vorträge der Doppelsektion bieten sodann literaturwissenschaftliche (Teil A) bzw. stärker geschichtswissenschaftlich orientierte Themenstellungen (Teil B, u.a. mit Beiträgen zur Judaistik und Humanismusforschung).

Chlench, Kathrin, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Haeberli, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

**Die Wahrnehmung göttlichen Wirkens im interreligiösen Kontakt am Beispiel des ›Parzival‹
Wolframs von Eschenbach.**

Göttliches Wirken wird im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach auf verschiedenen Ebenen der Erzählung thematisiert. Innerhalb der Erzählwelt ist es vor allem die Figur des Feirefiz, an der Unterschiede im Wirken der heidnischen Götter und des christlichen Gottes entfaltet werden. Auf einer zweiten Ebene findet im Rahmen der Darstellung der Quellengeschichte und der Berufungen auf Kyot eine Auseinandersetzung mit göttlichem Wirken und dessen Wahrnehmung durch Heiden und Christen statt. Schließlich ist auf der Ebene der Handlungsstruktur und Interpretation ein weiterer Spielraum eröffnet, wo göttliches Wirken durch die heidnischen wie christlichen Romanfiguren exemplarisch vorgeführt wird und beurteilt werden will.

Göttliches Wirken im ›Parzival‹ soll jeweils exemplarisch in der Wahrnehmung der Romanfiguren, der erzählten Welt und der Rezipienten aufgezeigt und in seinen Deutungsmustern offengelegt werden.

Mohr, Robert, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haeberli, Hitzbleck, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Got vor dīnen ougen – die ‚heidnische‘ Wahrnehmung heiliger Manifestationen

In der Manifestation heiliger Realitäten – Mircea Eliade spricht in seiner Einführung in die phänomenologische Untersuchung der Religion von „Hierophanien“ – erhält der Mensch einen Einblick in das Heilige, weil es sich grundsätzlich vom Profanen unterscheidet. Die Hierophanie vollzieht sich aber in den Gegenständen der profanen Welt, woraus ein Paradoxon entsteht: jeder Gegenstand, in dem sich das Heilige offenbart, wird zu etwas anderem und bleibt doch er selbst.

Der Beitrag stellt zwei im Kontext des Deutschen Ordens entstandene legendenartige Texte, die ›Martina‹ Hugos von Langenstein (1293) und den ›Litauer‹ Schondochs (Ende des 14. Jh.s), in den Fokus, die im Codex B VIII 27 der Universitätsbibliothek Basel unikal überliefert werden. Er fragt dabei zum einen nach narrativen Verfahren, mit denen Hierophanien beschrieben werden können, und zum anderen nach der literarischen Darstellung der göttlichen Wahrnehmung aus Sicht der heidnischen Protagonisten. Im Wissen um die substanzlose Omnipräsenz Gottes und um die Möglichkeit einer göttlichen Realpräsenz durch Materialkonversion stellt das Paradoxon irdischer Hierophanien für die christlichen Protagonisten keine Barriere in ihrer Wahrnehmung dar. Ganz anders verhält es sich bei den heidnischen Protagonisten: ihre Vorstellungswelt ist ohne die Kenntnis christlicher Lehre und auf Grund ihrer sündhaften Lebensweise so begrenzt, dass ihr Verstand an einer Erklärung transzendenter Wahrnehmungen scheitern muss. Exemplarisch werden den Mitgliedern des Deutschen Ordens – so die abschließende These des Beitrags – zwei (literarische) Lösungsmöglichkeiten dieses Scheiterns präsentiert: entweder werden die heidnischen Protagonisten in die christliche Gemeinschaft integriert und durch eine explizit transzendente Belehrung (so die kaiserlichen Folterknechte in der ›Martina‹) bzw. durch die Taufe (so die beiden heidnischen Heerführer im ›Litauer‹) in das Wunder der göttlichen Hierophanie eingeweiht oder sie negieren ihre eigenen Wahrnehmungen transzendenter Präsenz bis zuletzt und werden zum Opfer ihres Unglaubens (so Kaiser Alexander und sein Ratgeber Limenius in der ›Martina‹).

Haerberli, Simone, Prof. Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Hitzbleck, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Das Handeln Gottes an seinem Volk – jüdische Bewältigungsstrategien nach den Verfolgungen von 1096

1096 griffen marodierende Kreuzfahrerhaufen die jüdischen Gemeinden im Rheinland an: „Weshalb bis nach Jerusalem fahren, wenn die Feinde Gottes im eigenen Land sitzen?“ So lautete die griffige Erklärung der selbsternannten Jerusalemfahrer, die von Volkspredigern und verarmten Adligen angeführt wurden. Die Morde, Plünderungen und Zwangstaufen, die von der offiziellen Kirche weder initiiert noch jemals gutgeheißen wurden, trafen die Juden vollkommen unvorbereitet, wie zahlreiche Belege aus den insgesamt drei überlieferten jüdischen Berichten zum 1. Kreuzzug zeigen. In diesen „Chroniken“, die bis zu 50 Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben wurden, schildern die Verfasser nicht nur das gewaltsame Aufeinandertreffen der beiden Religionen, sondern bemühen sich angesichts des Ausmaßes von Tod und Zerstörung auch um theologische Erklärungen und Rechtfertigungen des an sich unverständlichen göttlichen Handelns an seinem Volk. Die retrospektiven Bewältigungsstrategien führen zur Ausbildung neuer Konzepte in der jüdischen Theologie, verändern die jüdische Liturgie nachhaltig und schaffen nicht zuletzt neue religiöse Ideale, namentlich das so genannte aschkenasische Märtyrerieal. Mit seiner Hilfe gelingt es den Verfassern der Berichte, die zahlreichen Morde der Juden untereinander sowie die Selbstmorde im Angesicht der tödlichen Bedrohung durch die Christen zu rechtfertigen und zu heiligen. Insofern brachten die Verfolgungen von 1096 nicht nur Zerstörung und Tod, sondern führten im jüdischen Selbstverständnis zu einer durchaus produktiven Krise, die in einer Fülle von theologischen Reaktionen greifbar wird.

Hitzbleck, Kerstin, Dr.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haeberli, Mohr, Würtz)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Das Wirken Gottes in der Welt aus der Perspektive der humanistischen Geschichtsschreibung

Jede Zeit schreibt ihre eigene Geschichte. So spielt in der historiographischen Literatur des Mittelalters das Wirken transzendenter Mächte eine wichtige Rolle: Widrige Schicksale können mit Gottes Hilfe abgewendet, Bündnisse durch das Wirken des Teufels zerstört werden. Weil der christliche Gott in die Welt hineinwirkt, glaubte man, dieses Wirken bemerken und beeinflussen zu können. Inbrünstiges Beten kann Gott gnädig stimmen, die Intervention eines Heiligen eine Hungersnot abwenden. Diese Erklärungs- und Handlungsmuster entsprechen heutigen Kausalitätsvorstellungen nicht und sind als Deutungsansätze für vergangenes Geschehen damit unbrauchbar. Doch sind sie deshalb nicht hermeneutisch wertlos, sondern verschaffen Einblick in die Wirklichkeitswahrnehmung des Mittelalters: Sie dienten als Legitimations- und Deutungskonstituenten, transformierten für die Zeitgenossen Vergangenes in sinnvoll erzählte und strukturierte Geschichte. Mit den Menschen, ihrem Denkstil und dem jeweils spezifischen historischen Diskurs ändern sich auch die Konzeptionen und Muster, in denen Geschichte plausibel und glaubwürdig erzählt werden kann: Weil Plausibilitätskonzeptionen keine universale Geltung haben, ist es gewinnbringend, nach den Bruchlinien in den Konstruktionsgewohnheiten von Geschichte zu suchen. Eine derartige Bruchlinie stellt etwa der Übergang zur humanistischen Historiographie dar. Die Humanisten folgten in ihrer Art, Geschichte zu schreiben, antiken Strategien und konnten sich für die Beschreibung der Antike selbst auf die als vorbildlich akzeptierte antike Überlieferung berufen. Für das Mittelalter waren sie jedoch auch auf die historiographischen Texte mittelalterlicher Autoren mit den von diesen angewandten Plausibilitäts- und Legitimationsstrategien angewiesen. In dem Vortrag soll der Umgang der italienischen humanistischen „Nationalgeschichtsschreiber“ wie Polydore Vergil oder Enea Silvio Piccolomini mit ihren mittelalterlichen Quellen untersucht und dabei das Augenmerk auf den Umgang mit jenen Passagen gelegt werden, in denen Gott in die Geschichte eingreift. Hierzu bietet sich der Bereich des Kontakts mit anderen Religionen an, da im Konflikt mit den „Ungläubigen“ die Chance wächst, den christlichen Gott auf der Seite seiner Christenheit handeln zu sehen. Bezogen die Humanisten zu diesen Schilderungen Stellung? Übergingen sie sie mit höflichem oder indigniertem Schweigen? Oder distanzierten sie sich von diesen Schilderungen, ohne auf sie vollständig verzichten zu wollen?

Würtz, Thomas, M.A.

(Doppelsektion eingereicht zusammen mit Stolz, Chlench, Haerberli, Hitzbleck, Mohr)

Universität Bern

Sektionen 14 & 16 (CZ 3, Raum 113), Mittwoch 30. März, 14.00-17.30, Leitung M. Stolz

Die Christen und ihre Religion in der Wahrnehmung des muslimischen Religionsgelehrten Ibn Hazm.

Seit Entstehung des Islams und seiner Ausbreitung im südlichen Mittelmeerraum im 7. Und 8. Jahrhundert nehmen sich Islam und Christentum gegenseitig wahr. Obwohl dabei militärische Konfrontationen wie die frühen Eroberungszüge bis ins heutige Frankreich und die Kreuzzugszeit in der Erinnerung wirkmächtiger geblieben sind, gab es auch immer wieder theologische Auseinandersetzungen mit dem Gegenüber.

Beide Religionen stehen dabei mit ihrem jeweiligen Wahrheitsanspruch und der darin enthaltenen Vorstellung von Gottes Wirken in einer Opposition. Denn auch wenn Gott in beiden Religionen als Schöpfer der gesamten Welt wirkt, so wird sein späteres, sich den Menschen offenbarendes Wirken stark unterschiedlich gesehen. Im christlichen Verständnis sendet Gott Jesus als den Christus und Erlöser zu den Menschen und offenbart sich in ihm. Nach muslimischem Glauben offenbart sich Gott im Wort des Korans wie auch in früheren Offenbarungsschriften, unter denen sich auch ein Buch befinden soll, das dem Propheten Jesus gegeben wurde. Dieses Heilige Buch ist aber verloren und entspricht nicht den vier Evangelien – diese werden von Muslimen als menschliche Fälschung angesehen, die dazu dienen sollten, das christliche Dogma von der Gottessohnschaft Jesu zu untermauern.

Der andalusische Rechtsgelehrte und Theologe Ibn Hazm (994 – 1064) , der aus einer reichen Familie in Cordoba stammte, betrachtet in seiner Schrift über „das Trennende zwischen den Religionsgemeinschaften“ als der wenigen muslimischen Gelehrten des Mittelalters diese Differenzen und vor allem die Vorstellung eines göttlichen Wirkens durch Menschwerdung aus einer doppelten Perspektive. Zu einen folgt er einer besonders strikten wörtlichen Koranauslegung, zum anderen aber widmet er sich einer historischen Betrachtung der christlichen Dogmengeschichte, die auch Texte jenseits der Heiligen Schriften mit in die Betrachtung einschließt.

Sektion „Gott und (s)ein Autor. Diskurse zwischen Welt schöpfer und Sprachschöpfer in volkssprachiger deutscher Literatur.“

(Mecklenburg, Schul, Brinker-von der Heyde, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30

Leitung M. Mecklenburg & S. Schul

Sektionsleitung: Mecklenburg und Schul

Moderation: Mecklenburg

Gott ist der Autor aller Autoren, zu ihm, dem Verfasser der Heiligen Schrift, dem Schöpfer des Buchs der Natur, muss sich jede mittelalterlich-christliche Autorschaft ins Verhältnis setzen. Solange die auktoriale Schöpfungsleistung von einer menschlichen, um Verständnis ringenden oder Anbetung betreibenden Stimme getragen wird, bleibt die *auctoritas* unangetastet, ist sie Ursprung und Ziel menschlichen Strebens. Problematisch wird menschliche Autorschaft aber dort, wo es um das Handeln mit Gottes Schöpfung und ein Eingreifen in den Gang der Dinge geht oder um das Erzählen von Geschichten, die nicht in direktem Bezug zur göttlichen Heilsgeschichte stehen. Dann gilt es, sich zu Gott neu ins Verhältnis zu setzen, die eigene Autorschaft zu reflektieren und in einen Dialog mit Gott und mit der Welt einzutreten, der den menschlichen Autor rechtfertigt. Die Sektion möchte sich diesem Problemfeld von historischer wie literaturtheoretischer Seite her nähern. Den Autoren der Bibeldichtung eröffnen sich über das reine Nacherzählen hinaus vielfältige Möglichkeiten einer produktiven Rezeption, denn mit der Wiedergabe des göttlichen Wortes in der Volkssprache gibt sich der Autor in der Regel nicht zufrieden. Vielmehr scheint er sich in besonderer Weise aufgefordert zu fühlen, den Wortlaut des Heiligen Textes zu kommentieren, seine Leerstellen narrativ zu füllen und so in einen Diskurs mit dem Schöpfer einzutreten. Für den Autor des pragmatischen Textes dagegen ergibt sich eine Problematik, insofern er, wenn er nicht auch selber Handelnder ist, doch zumindest eine Anleitung zum Handeln anbietet, die er erzählend, beschreibend, kommentierend in Bezug zur göttlichen Schöpfung stellen muss. Genau jenes Darstellen, Erklären und Deuten setzt ihn aber andererseits auch im Sinne des Sprachhandelns in eine Subjektposition, die der des Schöpfers gleicht und mehr ist, als nur die Gebrauchsanweisung für das dem Menschen von Gott überlassene Buch der Natur. Dieses Einrücken in eine schöpferische Subjektposition trifft auch auf die Autoren der volkssprachigen Romane, Lieder und Legenden zu. Allerdings bereitet ihnen das Fehlen jenes direkten Bezugs zur göttlichen Schöpfung, der die Autorität des pragmatischen Schrifttums absichert, Schwierigkeiten, weil ihre Autorschaft nun einer wesentlich grundsätzlicheren Rechtfertigung bedarf. Während sich Bibeldichter und Autoren pragmatischen Schrifttums im Zweifel als ein Vermittler von Heilswahrheit und Wissen zwischen Gott und den potentiellen Rezipienten stilisieren können, bleibt diese Möglichkeit der Selbstkonstruktion den Autoren weltlichen Schrifttums zunächst verwehrt. Hier gilt es danach zu fragen, welche narrativen und kommunikativen Strategien die Autoren nutzen, um ihr literarisches Werk dennoch an die Heilsgeschichte anzubinden und in einen die eigene Autorschaft rechtfertigenden Dialog mit Gott eintreten zu können. Zwischen allen drei, nur auf den ersten Blick so klar abzugrenzenden Bereichen von Autorschaft und Schriftlichkeit tut sich eine große Zone der Überschneidungen und Übergänge auf, die im Rahmen der Sektion aus unterschiedlichen methodischen und disziplinären Perspektiven erschlossen werden sollen.

Mecklenburg, Michael, PD Dr.

(Sektion eingereicht zusammen mit Schul, Brinker-von der Heyde, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30,

Leitung M. Mecklenburg & S. Schul

Der Sündenfall als Glücksfall: Auktoriale Selbstermächtigung beim Umschreiben der Heilsgeschichte in Lutwins »Eva und Adam«.

Die unikal überlieferte mittelhochdeutsche Adaptation der apokryphen »Vita Adae et Evae« des ansonsten unbekanntes Autors Lutwin (Mitte/Ende 13. Jh.) ist die umfangreichste und differenzierteste der deutschen Bearbeitungen (knapp 4000 Verse) und zeigt eine ausgeprägte Tendenz zur kommentierenden und narrativ ausweitenden Bearbeitung. Insbesondere bei der Darstellung Evas und der Beziehung der beiden Protoplasten begegnen singuläre Abweichungen. Die 29 in den Text inserierten Illustrationen sind von Seltenheitswert; wörtliche Zitate aus dem »Wigalois« und formale Besonderheiten sprechen für eine Vertrautheit des Autors mit der höfischen Literatur. Besonders auffällig sind Anklänge an die Wortwahl der höfischen Literatur und eine am höfischen Minediskurs ausgerichtete Ausgestaltung der Beziehung zwischen Adam und Eva. Auch wenn Lutwins Bearbeitungsleistung wegen der Unsicherheiten bezüglich seiner direkten Vorlage nicht zweifelsfrei einzuschätzen ist, lässt sich für eine Reihe von Änderungen Lutwins Autorschaft sicher annehmen. Es handelt sich vor allem um Exkurse, die weder zur legendarischen Erzählhaltung noch zur eigentlichen Handlung passen wollen. So beispielsweise, wenn das Lob der höfischen Damen die zuvor erzählte Versuchung Evas konterkarieren oder wenn - abweichend von der gesamten Stofftradition - Eva sich nicht aus Scham über ihre Verführbarkeit von Adam trennt, sondern aus Zorn, weil er die Rückkehr ins Paradies der Minnebeziehung zu seiner Frau vorziehen würde. Aus der exemplarischen Geschichte von der Erbsünde wird so die Schilderung einer erfüllten gegenseitigen Minnebeziehung. Damit tritt der Autor Lutwin in einen Dialog mit Gott bzw. mit dessen Texten ein und erschafft so als Fürsprecher seiner Figuren vor Gott eine selbstbewusste Anverwandlung von Heilsgeschichte im Dienste einer laikalen höfischen Kultur, die zugleich eine Reflexion über das Verhältnis zwischen Mensch und Gott ist.

Claudia Brinker-von der Heyde

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Schul, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30

Leitung M. Mecklenburg & S. Schul

Wortschöpfung als Nachschöpfung Gottes: Die Erschaffung des Menschen in der „Wiener Genesis“

Die Erschaffung des Menschen ist in Bibeldichtung wie in Geschichtsschreibung von zentraler Bedeutung. Als den gesamten Makrokosmos in sich aufnehmend stellen ihn das *Ezzolied* und die *summa theologia* dar, als dritte Welt hebt ihn das *Annolied* heraus, gar zur vierten Welt wird er in der am Ende des Mittelalters stehenden *Schedelschen Weltchronik*. Nirgends aber findet sich eine dermaßen detaillierte Beschreibung wie in der ganz am Beginn epischer Dichtung stehenden „Wiener Genesis“ (Wien, Cod. 2721, ca. 1. Hälfte 12. Jahrhundert). Um so zu sprechen, wie es die Heilige Schrift vorgibt und damit eine *minneclîche* Erzählung vortragen zu können, ist der unbekanntes Verfasser, wie er am Beginn einer nicht genau spezifizierbaren Gruppe von Zuhörern kund tut, auf die göttliche Inspiration zwar angewiesen, sie wird gleichsam als Bedingung vorausgesetzt. Und sobald er sich der Erschaffung des Menschen zuwendet, zeigt sich deutlich, dass er befähigt ist, weit über das, was der Schrift zu entnehmen ist, hinauszugehen. Denn darin erscheinen der göttliche Beschluss, den Menschen nach seinem Abbild zu schaffen und dessen Umsetzung in nur zwei Versen (Gen.1, 26-27), ein Prozess des Erschaffens wird nicht erzählt. Doch gerade diesen zeichnet der Verfasser der „Wiener Genesis“ nach und greift dafür zum anderen Buch, das für die Gotteserkenntnis bereit steht: zum Buch der Natur. Er nimmt sich daraus den menschlichen Körper in seinem Ge- und Beschaffensein zur Vorlage, um in anatomisch genauen Details die Handarbeit Gottes in allen einzelnen Stadien so zu beschreiben, dass er in Worten den Menschen gleichsam ein zweites Mal erschafft, und auf diese Weise die Leerstellen der Heiligen Schrift füllt. Er lässt Gott Hand anlegen, sämtliche Einzelteile formen und dann geschickt zu einem Gesamten zusammenbauen. Anatomisch-medizinisches Wissen, rhetorischer Beschreibungsgestus von oben nach unten sowie theologische Ausdeutung ergänzen sich und erläutern wortreich, was unter den Händen des *hêren werchman* ählich entsteht: ein *man nach sînem bilde*, vor allem aber ein Mensch, der zu einem lebendigen Anschauungsobjekt für die Schöpfungskraft Gottes sowie des in seinem Namen sprechenden Autors wird.

Susanne Schul

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Brinker-von der Heyde, Panse)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30

Leitung M. Mecklenburg & S. Schul

Dichtung zwischen göttlicher Inspiration und Schöpfungsimitation: Prologkonzeptionen in volkssprachig-legendarischer Epik

Der Prolog ist einer der traditionellen Orte mittelalterlicher Literatur, der dem Dichter Raum bietet, sich selbst als „Schaffender“ zu inszenieren, Textintentionen und Textfunktionen zu vermitteln, über seinen „Schaffensprozess“ zu reflektieren und sich in ein Verhältnis zu anderen „Schaffenden“ zu setzen. Eine zentrale Frage in dieser Verhältnisbestimmung und in der Ausdifferenzierung schöpferischer Tätigkeiten ist die Beziehung von Dichter und Gott. Einen literaturgeschichtlich zentralen Platz nehmen hier volkssprachig-legendarische Texte ein, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Interdependenzverhältnis auseinandersetzen. Neben traditionell geistlichen Prologmotiven zeichnen sich in volkssprachiger Dichtung auch Auseinandersetzungen mit einem jeweiligen poetischen Selbstverständnis ab. Die Beziehungsreflexionen im volkssprachigen Prolog sind geprägt von einem kritischen Bewusstsein für das ungleiche Verhältnis von göttlichem und menschlichem Werk. Sie sind in ihrer Frömmigkeitsmotivik durch einen inhärenten Konflikt zwischen einem unzureichenden menschlichen Vermögen zu adäquaten Äußerungen im Vergleich zur göttlichen Offenbarung auf der einen Seite und gleichzeitig einem selbstbewussten dichterischen Anspruch auf Ausdruckfähigkeit auf der anderen Seite geprägt. Göttliche Inspiration und Schöpfungsimitation stellen in diesem Zusammenhang Möglichkeiten dar, ein poetisches Werk durch die Hilfeleistungen des Heiligen Geistes zu legitimieren. Der Willehalmprolog Wolframs von Eschenbach gilt in diesem Zusammenhang als ein zentrales Beispiel, denn er stellt eine spezifische Verbindung des traditionellen Legendenprologs mit Elementen einer individualisierten Dichterkonzeption dar. Eine vergleichende Gegenüberstellung des *Willehalm*-Prologs mit seiner Rezeption in Rudolfs von Ems *Barlaam und Josaphat* und der *Weltchronik* sowie mit den Prologstrukturen der *Silvesterlegende* und des *Trojanerkrieges* Konrads von Würzburg soll Aufschlüsse über das jeweils spezifische Verhältnis von geistlichen Topoi-Verwendungen, ihren Darstellungs- und Deutungsmustern sowie einer dichterischen Selbstvergewisserung innerhalb der Prologgestaltungen geben.

Melanie Panse

(Sektion eingereicht zusammen mit Mecklenburg, Schul, Brinker-von der Heyde)

Universität Kassel

Sektion 5 (CZ 3, Raum 113), Montag 28. März 2011, 16.00-18.30

Leitung M. Mecklenburg & S. Schul

Der Wundarzt. Kommunizieren und Handeln mit Gott.

Die Wundarzneikunst berührt das Leben der Menschen. Der Straßburger Hans von Gersdorff betont daher in seinem „Feldbuch der Wundarznei“ (1517), dass ein Wundarzt neben Begabung versierte praktische Fertigkeiten erwerben muss, um seiner Verantwortung gerecht zu werden. Zu den geforderten Tugenden gehören eine demütige christliche Lebensführung und der tägliche Besuch der Messe, denn ein *chirurgicus* müsse sich bewusst sein, dass der Schöpfer in letzter Instanz über Leben und Tod der Patienten entscheide. Die enge und zugleich mehrschichtige Verbindung von wundärztlichem Handeln und göttlichem Beistand soll im Vortrag anhand von Text- und Bildbeispielen untersucht werden. Im parallel zur Vorrede eingefügten Autorenbild inszeniert sich Gersdorff als Stellvertreter göttlichen Wissens, als Mittelsmann und Sprachrohr göttlicher Gebote der Medizin. Er legitimiert damit nicht nur die Drucklegung seines Feldbuchs, sondern auch die präsentierten chirurgischen Techniken. Die Hand fungiert als Werkzeug des Wundarztes und wird in einigen Holzschnitten daher visuell akzentuiert. Aus Wolken kommend ist die Hand im Mittelalter meist zentrales Symbol der Schöpferkraft. Sie veranschaulicht die Stimme Gottes und dessen Eingreifen in die irdische Welt. Im Feldbuch wird dieses Motiv neu aufgeladen: Aus der Hand Gottes wird die Hand des Chirurgen. Dem Traktat über den Aussatz ist ein Holzschnitt beigegeben, der über die alttestamentarische Figur Ijob die Grenzen wundärztlichen Handelns angesichts unheilbarer Krankheit verdeutlicht. Ijob wird als Dulder dargestellt. Die Anrufungen Gottes und dessen Barmherzigkeit sind die Gründe dafür, dass er errettet und körperlich unversehrt in irdischen Wohlstand zurückversetzt wird. Heilkundige und Patienten werden aufgefordert seinem Beispiel zu folgen und aktiv mit Gott zu kommunizieren. Der therapeutische Handlungsraum ist hingegen eingeschränkt. Die Behandlung des Aussatzes beschränkt sich auf präventive oder palliative Maßnahmen. Allein die göttliche Gnade vermag zu heilen, der Wundarzt kann aber als Instrument göttlicher Milde die Krankheit lindern.